

Referate – Vorträge – Stellungnahmen – Gutachten

Reihenfolge

150 Jahre Diakonie in Darmstadt (1999)

Zwischen Ohnmacht und Aggression – Die Krise von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in der Sozialen Arbeit als Ausdruck konflikthafter verschiedener ethischer Systeme (Marketing/Helfer-Ethik) in dieser Arbeit und über die Dringlichkeit der Beurteilung solcher Ethikkonzeptionen für diese Arbeit (1999)

Brauchen wir uns noch: die Kirche - das Diakonische Werk und seine Mitglieder - der Staat? (1997)

Veränderungen verstehen - was über die Diakonie kommt (1998)

Was haben Kirche und Diakonie Jugendlichen / jungen Erwachsenen heute (noch?) zu bieten? (1996)

150 Jahre Diakonie in Darmstadt

Vortrag am 18.10. 1999 in der Centralstation Darmstadt

150 Jahre Diakonie in Darmstadt: 150 Jahre, in denen die Darmstädter Diakonie die unterschiedlichsten politischen Systeme erlebte und überlebte. Auch Menschenbilder und Mentalitäten. Man sagt ja den Darmstädtern die stabile Mentalität der Darmstädterei nach - und meint damit eine ortsansässige Gemengelage aus Lebensweisheit, Skeptizismus und Mäkelsucht, Sorge vor zuviel Einvernehmen und vor zu offensichtlichen Lösungen.

Es scheint eine diakonische Substanz zu geben, der auch Mentalitäten letztlich nichts anhaben konnten. Dieser Substanz, die im übrigen auch der Kirche voraus ist - es gab Diakonie, bevor es Kirche gab -, möchte ich zuerst nachspüren. Wir können daran messen, was in den letzten 150 Jahren in Darmstadt daraus geworden ist, und vielleicht Hoffnung daraus beziehen: dieses Substantielle könnte immer noch tragen, wenn einmal u n s e r politisches System am Ende sein wird.

Fest steht: Die ersten Christen lebten einfach diakonisch. Die Erinnerung an Jesus war noch frisch - wie er unter den Seinen war wie ein Diakon, wie ein Diener. Und einige konnten sich daran erinnern, daß er auch manchem notorischen Unglücksraben und vom Leben Gebeutelten diente und den Himmel über ihnen aufgehen ließ. Und daß Jesus sich mit Leuten an den Tisch setzte, mit denen andere nichts zu tun haben wollten, daß er damit einer alten Ansicht zuwidergehandelt hatte: Gott gehe es um den guten, reinen, feinen Menschen, nur der dürfe sich ihm nähern.

Jesus behauptet: die Freude Gottes über den in die Gemeinschaft Zurückgeholten, die Freude über den geretteten Verlorenen übersteige Gottes Interesse an den Gerechten. Und notfalls holte er sich die von den Hecken und Zäunen an seine Tafel und die Sünder und Zöllner und die mit den Narben auf Gesicht und Händen und Seele. Was wiederum die ordentlichen Leute nicht unbedingt erfreute. Eine Spur von Provokation und Anstößigkeit ist von Anfang an der Diakonie Teil. Die Berührung mit dem Unreinen nämlich, mit der offenen Wunde, dem Aussatz, der Sünde.

Umfragen zeigen: Bürger erwarten eigentlich auch von der heutigen sozialen Arbeit, so auch von der Diakonie, zu allererst so etwas wie soziale Problementsorgung - um nicht selbst in Berührung kommen zu müssen mit dem Unreinen, der offenen Wunde, dem Aussatz, der Sünde. Gegen diese ganz alte und ganz aktuelle Gefährdung sind auch die helfenden Berufe selbst nicht gefeit. Als der Psychiater und Historiker Klaus Dörner vor einigen Jahren den Prozeß gegen Pflegerinnen kommentierte, die ihre Patienten umgebracht hatten, sprach er vom tödlichen Mitleid. Die Pflegerinnen, so meinte er, hätten einfach das Elend ihrer Patienten nicht mehr ertragen, vor allem aber die eigene Ohnmacht, nicht helfen zu können, nicht mehr ausgehalten. Es gibt, meinte er, ein Mitleid, das, wenn es nichts gegen das Leiden von Menschen tun kann, sich dann lieber den ganzen Menschen wegwünscht.

Das Aushalten, das Ertragen der Berührung mit dem, womit wir zutiefst nicht fertig werden, ist aller Diakonie Anfang: bei Jesus und heute noch.

In den diakonischen Beratungsstellen z.B. muten sich Menschen Menschen zu, hören ihnen zu, lassen sich

berühren von dem, was sie bedrückt und von dem sie glauben, sie könnten es nicht ertragen. In der Dekanatsstelle im Zweifalltorweg findet man solche Menschen, die der Not anderer nicht ausweichen, auch bei der Ehe-, Familien- und Lebensberatung in der Darmstraße 2 und bei der Telefonseelsorge. Oder in den vielen Angeboten der Evangelischen Stadtmission.

Jesu Zeitgenossen hatten auf das Reich Gottes gewartet, das der Römerherrschaft, überhaupt der gottlosen Herrschaft in der Welt ein Ende machen würde. Jesus heilt Menschen und sagt: Jetzt ist das Reich Gottes mitten unter euch, jetzt, wenn ich euch von Dämonen befreie, von Mächten, die euch beherrschen, von dem Abgründigen in euch, vor dem euer Verstand am Verstehen scheitert. Vom Wahn, von euren Besessenheiten. **So** ist das Reich Gottes unter euch, als heilende, befreiende Diakonie, als das, was euch wirklich dienlich ist. Diakonie als Anfang der wahren Zukunft. Das künftige Heil greift vor, greift voraus nach uns im Heilwerden von Menschen. Die Herrschaften sind bereits entmachtet, Not, Tod und Teufel. Punctuell zeigt sich das. Wenn Kranke geheilt werden, Not beseitigt, Hunger gestillt wird: dann ist etwas Neues unterwegs zu uns. Der Ortsverein des Blauen Kreuzes arbeitet in Darmstadt an der Entmachtung von Mächten, am Freiwerden von Sucht; auch eine Abteilung der Dekanatsstelle arbeitet an diesem ur-diakonischen Ziel. Und die ASS, die Alkohol- und Sucht-Selbsthilfe in der Mornewegstraße.

Die ersten Christen lebten diakonisch. Sie besuchten Gefangene und beherbergten Obdachlose und kleideten sie ein und dienten ihnen am Tisch, brachten ihnen zu essen und verbanden Wunden - und all dies war schon unglaublich viel damals, aber es wurde zugleich auch immer eine noch weitergehende Zuversicht mittransportiert: es gibt keine hoffnungslosen Fälle bei Gott. Aus dieser Zuversicht agiert bis heute die diakonische Gefangenen-Nichtseßhaftenhilfe in Arheilgen; sie arbeitet an den äußersten Rändern menschlicher Hoffnungen.

Und: Die ersten Christen hatten noch dieses ominöse "...wie dich selbst" im Ohr. Man ist es nicht nur anderen schuldig, ihnen zu helfen: man ist es vor allem auch sich selbst schuldig - um nicht allzu weit hinter den gottgegebenen Gaben zurückzubleiben, um nicht zu sehr unter den eigenen Möglichkeiten zu bleiben, dem eigentlich Menschenmöglichen. Diakonie entspricht auch einer gewissen Art von Selbstachtung. Man ist es sich im Grunde schuldig, auf den anderen zu achten.

Die ersten Christen leben diakonisch. Sie sind bekümmert über das Elend und kümmern sich. Eigentlich, so sagen sie, sind wir miteinander verbunden, ja verwachsen, sind wie Glieder an einem Leib, am Leib Christi. Sie können daher nicht sagen: Keine Arbeit, kein Geld, keine Wohnung... das ist doch deren eigene Angelegenheit!, sondern: wo einer leidet, da leiden wir alle mit. Deine Beschädigung, liebe Schwester, lieber Bruder, beschädigt auch mich, deine Verletzung verletzt mich mit und tut auch mir weh. Wenn einer sein Kind schlägt, dann schlägt er auch mir ins Gesicht, und wenn einer einem Afrikaner in den Bauch tritt, dann trampelt er sehr grundsätzlich auf der Menschenwürde herum, auch auf meiner. Und wenn einer sagt: das ist natürlich alles schlimm geworden, aber eigentlich ist's ja doch nicht gegen dich gerichtet, dann muß ich sagen: das trifft mich sehr wohl. Jede Mißachtung der Menschenwürde zielt auch auf mich. Jeder, der einen Menschen und eines Menschen Ehre angreift, greift auch mich an. Und wenn mir das egal wäre, dann hätte man auch meine Selbstachtung schon mitzerstört.

Und wenn den Sozialhilfeempfängern etwas genommen wird und wir uns nicht mitbetroffen fühlen, dann geht's alsbald ans Arbeitsrecht und an die Renten. Wenn die Rechte der wehrlosen Glieder der Gemeinschaft beschnitten werden, wenn z.B. ausgerechnet an den Schwerbehinderten gespart werden soll, und wir so handeln, als hätte es nichts mit uns zu tun, dann stehen die nächsten Übergriffe ins Haus. Wenn ein Körper sich nicht wie ein Körper verhält, wird er auch nicht mehr so behandelt. Was nicht zusammenhängen will, wird noch weiter auseinandergerissen.

Diakonie ist im Grunde barmherzig und politisch, und das eine ohne das andere ist sang- und klangloses Christentum. Der Soziale Friedensdienst in der Kiesstraße oder der Sozialkritische Arbeitskreis Darmstädter Bürger verstehen sich auch als diakonisches Politikum, als politische Diakonie.

Christliche Liebe öffnet nicht nur Herzen, sondern stößt Türen auf. Zwei Grundformen hatte Diakonie von Anfang an: Menschen besuchen und Menschen aufnehmen, bei Menschen zu Gast sein oder Menschen zu Gast haben. Es gab eine ausgeprägte christliche Gastkultur - weil wir selber nur flüchtige Wesen sind, für ein paar Jahrzehnte unterwegs auf geliehener Erde, daher denen nah, die in der Welt auf kleinen oder großen Fluchten sind. Es gibt noch Dörfer, in denen singen bei Beerdigungen noch Friedhofschöre, meist Frauenchöre. "Ich bin ein Gast auf Erden", singen sie - und in diesem Augenblick stimmen wir dem zu: Jaja, wie flüchtig ist unser Dasein. Und der Pfarrer sagt, bevor der Sarg hinausgeschoben wird: "Wir haben hier keine bleibende Stadt..." Unser eigener

Gaststatus ist eine Friedhofsweisheit geworden. Und wir gehen nach Hause und machen die Tür fest hinter uns zu und mauern uns ein und schließen uns ein und verschließen uns. Und wollen schnell vergessen, wie ähnlich uns die sind, die eine Heimat suchen.

Menschen besuchen und aufnehmen... Die Krankenschwestern und Pfleger der Diakoniestation in der Kiesstraße kommen zuverlässig in die Häuser, pflegen aufopferungsvoll trotz wachsender Belastungen; auch die Besuchs- und Betreuungsdienste der Dekanatsstelle sind unterwegs zum Menschen; auch Essen auf Rädern; die Johanniter bewegen, befördern Menschen.

Christen leben diakonisch.

Überall im christlichen Abendland entstanden Hospize, christliche Häuser. Das Hotel de Dieu, das Hotel Gottes: es ist eine Quelle, aus der sich dann viele erst kleine, dann immer größer werdende Ströme speisen. Die profane Hotellerie kommt von daher, aber auch die Bethäuser und die Krankenhäuser, die Hospitäler, und die Behinderten- und Seniorenheime auch. Hospize nahmen alle auf: Arme, Obdachlose, Kranke, Sterbende, Alte, körperlich und geistig Behinderte, Blinde, Stumme, Taube, Epileptiker, Fremde, Reisende und Wallfahrer. Kranke und Gesunde, Kommende und Gehende. Der unsortierte Mensch! Und wo heute die Rezeption ist, war der Altar.

Hospize waren Häuser, in denen die kaputttesten menschlichen Ruinen mit größter Ehrerbietung empfangen wurden - so, als käme der Herr Jesus selbst zu Besuch; in denen die eiternden Wunden aufopfernd behandelt wurden, als gelte es, die Wunden, die die Welt Jesus geschlagen hatte, an den Ärmsten der Armen quasi wiedergutzumachen.

Das gab es mitten in Zeiten, in denen es gang und gäbe war, den geistlichen und weltlichen Herrschaften zu dienen: das Bemühen, den Schwächsten und Geringsten dienlich zu sein. Sich Stärkeren unterzuordnen, ist nichts Besonderes; sich in den Dienst von Schwächeren zu stellen, ist christlich. Es gibt herablassendes Helfen, das versteckte Verachtung ist. Die Achtung gerade auch vor dem hilfebedürftigen Menschen: sicher eine selten bedachte Wurzel unserer Sozialordnung. Wo diese Achtung verlorengeht, verlieren wir uns - in einem vorkulturellen Dschungel. Der Dschungel rückt in unseren Tagen wieder bedenklich näher. Fatal, daß gleichzeitig dem Sozialstaat das Geld ausgeht - und der Sozialpolitik gute Einfälle.

Die drei großen diakonischen Rechtsträger, die in Darmstadt und weit darüber hinaus tätig sind, z.B. im alten Rheinhessen oder in schönen oberhessischen Fachwerkstädten, die drei großen Rechtsträger, deren hiesige Verortung Darmstadt zu einem diakonischen Schwerpunkt macht, nehmen vor allem Menschen auf, kranke und alte und behinderte. Der Hessische Landesverein für innere Mission im Roquetteweg, einer der ältesten Diakonie-Vereine überhaupt, der Hessische Diakonieverein in der Freiligrathstraße und die Gesellschaft für diakonische Einrichtungen im Zweifalltorweg: ihre Domäne ist die stationäre Altenhilfe, die Trägerschaft von Krankenhäusern, Einrichtungen der Jugend- und der Behindertenhilfe - wie z.B. der Aumühle in Wixhausen. Aber ihre Arbeit hat in den letzten Jahren auch Beine bekommen; es gibt auch aufsuchende Diakonie bei den Großen.

Die beiden vielleicht erfolgreichsten Erfindungen der Diakonie sind dann schon in der Nähe unserer 150 Jahre. Die Wiedererfindung der urchristlichen Diakonisse bzw. des Diakons und die schöne Idee, den Kindern in den neu entstehenden Industriemetropolen, in denen es zum Himmel stank, einen Garten zu bauen, einen Kindergarten. In beidem war Darmstädter Diakonie sehr rührig. Gegen Ende des letzten Jahrhunderts konnte die hessen-darmstädtische Innere Mission die Gründung von 120 Kindergärten aufweisen. Zur Zeit gibt es in Darmstadt selbst 20 ev. Kindergärten.

Die Diakonisse war der erste eigentliche Frauenberuf in unseren Breiten. Diakonissenmutterhäuser waren meist genossenschaftsähnliche Selbstversorgungsbetriebe - eine damals hochprogressive Lebensform.

Bis ins 18. Jahrhundert hinein waren Heilkunst und Glaube, Medizin und Christentum, noch gemeinsam gegangen. Körper, Seele und Geist sollte in einem geholfen werden. Dann kam es zu einem großen Bruch. Die Medizin schwenkte zur wissenschaftlichen Rationalität über, und die Theologie besann sich dementsprechend wieder auf ihr scheinbar Eigentliches, das Geistliche. Beide blieben fortan dem *ganzen* Menschen einiges schuldig.

Der nahezu sensationelle Erfolg des evangelischen Diakonissen-Modells hing sicher damit zusammen: die Diakonissen pflegten nicht nur, sondern sie beteten auch mit und für die Kranken. Sie agierten genau an der Bruchstelle zwischen den helfenden Systemen. Sinn und Funktion fanden in ihrem Handeln wieder zusammen. Sie arbeiteten nicht nur an der körperlichen und seelischen Heilung, sondern auch an der Heilung der Zerstückelung des Helfens, an seinem Zerfallen in Zuständigkeiten. Helfende Rationalität und Spiritualität waren in ihrem Tun wieder beieinander.

Das Zusammenbekommen von Sinn und Funktion ist bis heute ein Problem. Am stärksten sinnbedürftig sind Menschen nach wie vor, wenn sie an den Apparaten hängen, wenn sie medizintechnisch verdinglicht werden.

Bis zu der braunen Enteignung des Elisabethenstifts ging von den Darmstädter Diakonissen sehr viel Diakonie aus. 1931 wurden durch Hunderte von Darmstädter Schwestern 89 Gemeindekrankenpflegestationen im ganzen Land versehen, dazu der Pflegedienst in 16 hessischen Krankenhäusern, die Kinderpflege in 54

Kindergärten, die Altenpflege in 12 Altenheimen. Oder auch die drei damals noch bestehenden hessischen Zufluchtsheime und Mädchenheime wurden vom Stift aus personell versehen, ebenso 4 Kindererholungsheime und eine Reihe anderer Häuser. Da war eine immense diakonische Streuung von Darmstadt aus.

Auch ein Reformmodell wurde in Darmstadt kurz nach der Jahrhundertwende gegründet, der Hessische Diakonieverein mit seiner Ausbildung in Krankenpflege und Gemeindepflege; mit einem Modell, das an Fachhochschulen heute noch oder wieder aktuell ist: mit einer integrierten staatlich anerkannten Wohlfahrtspflegeausbildung wurde eine kirchlich-gemeindliche verbunden. Die letzte Statistik vor 1933 weist aus, daß der Diakonieverein seinerzeit bedeutende hessische Krankenhäuser mit Schwestern versorgte, z.B. das Landkrankenhaus in Hanau mit 46 Schwestern oder die renommierte Orthopädische Klinik in Gießen, 75 Gemeindekrankenpflegestationen wurden durch den Diakonieverein versehen. Auch das Darmstädter Stadtkrankenhaus arbeitete lange Zeit mit Diakonievereinsschwestern.

Der Darmstädter Diakonie-Export und seine Ausmaße sind umso erstaunlicher, als gewisse Widerstände des politischen, aber auch des kirchlichen Regiments die Anfänge der Inneren Missions-Arbeit begleiteten. Seit 1835 waren im Großherzogtum Hessen Missionsversammlungen verboten. Deswegen gaben die meisten später der Inneren Mission und ihren Handlungs- und Versammlungsformen keine Überlebenschance in Hessen. Tatsächlich wurden anfangs Zusammenkünfte erschwert, die Theologen, die an Betkreisen der Inneren Mission teilnahmen, abgemahnt, die Benutzung der Stadtkirche für besondere Festgottesdienste der Inneren Mission verweigert.

Man nannte die Erweckten die "Stillen im Lande", die vom damaligen Darmstädter Kirchenregiment verboten und regelrecht verfolgt wurden. Viele der Stillen im Lande flohen damals nach Amerika. Viele sammelten sich in sog. Konventikeln, in geheimen kleinen Kreisen zum Singen und Beten. Es gab ein Konventikel im Kloster Arnsburg bei Lich; es wurde 1832 verboten. Aber sein Geist ließ sich nicht verbieten. Wenige Jahre später kamen von da die Anstöße für das Kinderheim Arnsburg: es wurde das älteste Werk der späteren Inneren Mission für verwaiste und miß-handelte Kinder im Großherzogtum Hessen.

Nicht nur die besonders große Armut in Hessen, sondern auch die Darmstädter Kirchenleitung war der Anlaß für die Auswanderung vieler guter, frommer Menschen.

Die Verarmung Hessens: sie war ja fast traditionell; jeder und alles, was Krieg führte, war durch Hessen hindurchgezogen, kaum ein Unglück war an Hessen vorbeigezogen, sondern wegen seiner zentralen Lage ging es immer mittendurch. Auf dem Wiener Kongreß wurden die endgültigen Grenzen des neuen Großherzogtums Hessen gezogen, das war 1817, und die Wiener Bundesakte hatte die Reservatsrechte der Standesherrn festgeschrieben. Das hatte für die besonders rückständigen ländlichen Gebiete Oberhessens und des Odenwalds verheerende Folgen: es gab dort nun eine doppelte Besteuerung, die Feudallasten, z.B. an die Solms- oder Erbacher Grafen, und die neuen Landessteuern. Die Armutsaufstände der dreißiger Jahre nahmen ihren Ausgang in Oberhessen und im Odenwald.

Die damalige Unruhe, durch den Versuch der bürgerlichen Revolution noch gesteigert, muß in Rechnung gestellt werden. Einer wie J.H. Wichern galt als erwecklicher Lutheraner, von pietistischer Herzensfrömmigkeit beeinflusst, der reinen lutherischen Lehre suspekt. Sein Tatchristentum schien vielen ein Rückfall in römische Werkgerechtigkeit. Sein Auftrag durch die Wittenberger Kirchenversammlung 1848, einen Centralausschuß für die Innere Mission zu bilden, wurde verdächtigt: des Gleichmachens der damals anscheinend noch lebenswichtigen Lehrmeinungsunterschiede im evangelischen Lager selbst.

Daher glich die erste Zeit nach der Darmstädter Vereinsgründung 1849, also das Datum, dessen wir heute gedenken, einem Tollhaus, war eine konfessionalistische Darmstädterei: mal traten die dem großherzoglichen Kirchenregiment verbundenen Lutheraner aus, mal wieder ein, gründeten einen eigenen Verein für die Innere Mission, führten ihn nachher wieder mit den anderen Vereinen zusammen, gingen gemeinsam unter, versuchten einzeln oder gemeinsam Wiederbelebungen. Usw.

Einige der Vorgängervereine des heutigen Hessischen Landesvereins für Innere Mission sind namentlich bekannt: der Ev. Verein für innere und äußere Mission im Großherzogtum Hessen; sein Nachfolger war der Evangelisch-kirchliche Verein für das Großherzogtum Hessen. Erst kurz vor der letzten Jahrhundertwende erhielt der Hessische Landesverein für innere Mission per Dekret seinen unumstößlichen, bis heute gebräuchlichen Namen.

Von Darmstadt ist viel Diakonie ausgegangen, aber es ist hier auch viel Wissen um die Diakonie verlorengegangen: in der Darmstädter Brandnacht verbrannte das Archiv des Hessischen Landesvereins für innere Mission zu Asche. Vieles bleibt spekulativ.

Zu alledem kam hinzu: in Wicherns Programm, der leiblichen, seelischen, sittlichen und sozialen Not abzuhelfen, die in weiten Kreisen der Bevölkerung herrschten, steckte etwas Staats- und Kirchen-Kritisches.

Verdächtig war auch seine Aufforderung zu Zusammenschlüssen, Vereinsbildungen. Das muß noch nachgeschoben werden: 1848 war in der Paulskirche das Vereinsrecht den Fürsten abgetrotzt worden. Die Menschen durften sich zum ersten Mal nach selbstgewählten Zwecken organisieren, vergemeinschaften. Und die Deutschen machten Gebrauch von dieser neuen Freiheit. Das 19. Jh. wurde das Jh. des Vereins. Ein Vereinschristentum in der Kirche und neben der Kirche war Traditionalisten hochproblematisch. In späteren Jahren änderten sich solche Ansichten: die sozialreformerischen Bestrebungen der Inneren Mission schienen immer noch das kleinere Übel im Vergleich zur sozialistischen Revolution zu sein. Seit sich die Innere Mission für die Schaffung von Sozialpolitik als Ausgleichspolitik ausgesprochen hatte, konnte man als Bürger und Mitglied eines Rettungsvereins sozial sein, ohne radikal sein zu müssen.

Am 17. Oktober 1849 predigte Wichern in der Stadtkirche. Die Kollekte war mittelpfächtig, 54 Gulden. Das Echo der Presse war eher kritisch. Wichern schrieb nach Hause: Er sei dieser Arbeit müde, wenn er nicht wüßte, daß der Herr sie von ihm wollte. Die 54 Gulden wurden zum Grundstock eines Rettungshauses in Hähnlein, in Trägerschaft eines damals gegründeten "Vereins für Innere Mission in Darmstadt". Wichern mußte sich gefallen lassen, vom Darmstädter Regenten des Muckertums verdächtigt zu werden - er wurde mit derselben verächtlichen Bezeichnung belegt wie zuvor die Stillen im Lande.

Im Grunde konnte Wichern nur auf drei Menschen bauen: den Prälaten Zimmermann, den Hofprediger Bender und die Gattin des Großherzogs, eine geb. Prinzessin Elisabeth von Preußen, offiziell nach ihrem Gatten "Prinzeß Karl" genannt. Über die Darmstädter Kirchenleitung schreibt der große Mann des Sozialprotestantismus: "Dies Konsistorium ist natürlich im entferntesten nicht imstande, das schwankende Schiff der Darmstädter Landeskirche zu steuern, in welcher unter 500 Geistlichen deren 400 noch Rationalisten der gemeinsten Art sind..." Also s.E: eigentlich unreligiöser Spätaufklärer.

Und über die allgemeine religiöse und sittliche Lage in Darmstadt schreibt er: "Nur ganz einzeln steht hier und da in der Stadt Darmstadt ein gläubiges Haus. Die Prinzeß Karl steht in dieser Beziehung an der Spitze und sucht durch Ermittlung glücklicher Augenblicke hier und da beim Großherzog größeren Schaden abzuwenden oder christliche Werke zu fördern."

Wichern sieht ganz klar, daß ohne geschickte Interventionen der Prinzeß am großherzoglichen Hofe kein Blumentopf zu gewinnen gewesen wäre. Und was die Rolle des Hofpredigers Bender angeht, so ist die spärliche Aktenlage immerhin in diesem Punkt aussagefähig: Bender ist in sämtlichen Inneren Missions-Vereinen, die seit damals bekannt sind, im Vorstand. Wichern hatte in ihm einen wahren Jünger.

In Wicherns Korrespondenz ist auch nachzulesen, wie es zur Gründung des Elisabethenstiftes kam. Wegen des erbärmlichen Zustands des Darmstädter Spitals hatte seinerzeit - wegen einer schweren Familienerkrankung - Minister von Dalwigk eine Straßburger Diakonisse eingestellt, von deren Arbeit er solchermaßen begeistert war, daß er an den Magistrat den Antrag stellte, daß das städtische Spital an Diakonissen übergeben werden müsse. Der Magistrat lehnte erwartungsgemäß ab. In diesen strategisch und vorsehungsmäßig günstigen Augenblick sagte ihm der Hofprediger Bender, da gäbe es wohl keine andere Möglichkeit als die Gründung eines eigenen Kranken- und Diakonissenhauses. Als von Dalwigk dies der eingedarmstädterten preußischen Prinzessin darlegte, spendete diese umgehend 9000 Gulden - und das große Werk konnte beginnen. Als es in den 80er/90er Jahren dringlich erschien, eine Anstalt für Epileptische zu errichten, wurde daran gedacht, diese ans Elisabethenstift anzugliedern. Der Plan wurde fallengelassen, und in Nieder Ramstadt wurde ein Grundstück gekauft; an der Sammlung hatten sich - wie seinerzeit in den Be-richten hervorgehoben wird - die katholische und die jüdische Gemeinde mit ganz erheblichen Spenden beteiligt; ein damals nicht selbstverständlicher Vorgang.

So hängen sie also alle in ihrer Entstehung zusammen, die großen diakonischen Einrichtungen im Darmstädter Raum. Wichern hatte die Anstöße gegeben, aber er selbst schrieb 1857 angesichts so vieler Querelen: "Insofern ist es als göttliche Gnade zu preisen, daß doch noch so viel gelingt."

Er hatte ganz richtig gesehen, daß es an ein Wunder grenzt, daß von Darmstadt eine breite diakonische Wirkung ausgehen konnte.

Wicherns Doktrin war, daß die Diakonie unabhängig sein sollte von staatlichen und kirchlichen Interventionen, auch vom staatlichen und kirchlichen Geld. Eigentlich bis 1914 wurden diakonische Aufgaben tatsächlich überwiegend durch Vereine und Spenden finanziert. Der Sozialstaat, der mit einzelnen Bismarckschen Sozialgesetzen (zur Kranken-, Unfall- und Altersversicherung) seine Schatten voraus warf, führte eine völlig andere soziale Logik herauf, die auch das Wesen diakonischer Einrichtungen veränderte.

Hilfe war fortan nichts mehr Freiwilliges, von christlicher oder anderer Hilfemotivation Getragenes, sondern der Hilfebedürftige hatte nunmehr einen Rechtsanspruch auf Hilfe. Umgekehrt: ich mußte nicht mehr meines Bruders Hüter sein, mußte es nicht mehr selber sein, sondern ich zahlte nun an den Staat Sozialabgaben und verpflichtete ihn damit, Notleidenden zu helfen. Die freie Wohlfahrtspflege erhielt fortan öffentliche Mittel und verwandelte diese z.B. in Diakonie. Zuvor hatten die Einrichtungen der Inneren Mission selber betteln und

sammeln und daher Menschen diakonisch inspirieren müssen oder mit einem Stiftungsvermögen wirtschaften müssen. Jetzt mußten sie treuhänderisch mit anvertrautem öffentlichem Gut umgehen, Rechenschaft ablegen gegenüber den öffentlichen Geldgebern, die fortan auch Mitsprache und Kontrolle beanspruchten. Die Diakonie bezahlte - wie auch die 50 Jahre nach der Inneren Mission entstandene Caritas - ihr eruptives Wachstum, das in Weimar einsetzte und bis in die Gegenwart anhielt, mit der Aufgabe reiner Hilfe-Autonomie, mit der Aufgabe einer ureigenen christlichen Hilfe-Kompetenz.

Der Sozialstaat deutscher Prägung hat unendlich viel Gutes gebracht, ein singuläres Ausmaß an sozialer Sicherheit, aber er hat es schwerer gemacht, profiliert zu helfen; ihm war und ist die Tendenz eigen, zu standardisieren, zu bürokratisieren.

Das Dritte Reich war ein schlimmer Einbruch: für den Geist der Diakonie wie für ihre materielle Gestalt. Einrichtungen der Diakonie wurden enteignet, das Stift etwa; tapfere diakonische Leitungen wurden in der Rundeturmstraße in Schutzhaft genommen (wie z.B. die Leitung der Nd. Ramstädter Heime: damit diese den Nazi-Anschlag auf das Leben der Behinderten nicht behinderte - in Hessen tobten sich die Krankenmord-Protagonisten in besonders übler Weise aus); Sammlungsverbote oder gleich die Übernahme der Winterhilfswerkssammlung der freien Wohlfahrtspflege schwächten die wirtschaftliche Basis der Einrichtungen, Pflegesätze wurden barbarisch zusammengestrichen, so daß die Insassen mancher Heime fast verhungern mußten; am Ende waren viele Einrichtungen kriegszerstört.

In dieser trostlosen Lage hatte die Darmstädter Diakonie ein Geschenk, einen Schatz, einen Mann wie Wilhelm Röhrich, der von 1927 an über dreißig Jahre lang Direktor des Hessischen Landesvereins für Innere Mission war. Im Dritten Reich standhaft bis ins Gefängnis, in das er geworfen wurde, danach unermüdlich wiederaufbauend: daß die Nd. Ramstädter Heime und das Elisabethenstift und der Landesverein bald ihre Arbeit wieder aufnehmen konnten, war ihm zu danken. Die Älteren wissen noch davon zu berichten, wie Pfarrer Röhrich mit klapprigem Fahrrad von Einrichtung zu Einrichtung fuhr, um den Bestand aufzunehmen und um zu raten. Und noch sein Tod 1959 war von symbolischer Ausstrahlung: er starb in seinem geliebten Stift und wurde auf dem Anstaltsfriedhof seiner geliebten Nd. Ramstädter Heime begraben.

Die Stunde der Konstrukteure, der Aufrichter, Aufbauer - nach 1945. Einer mit extrem hoher diakonischer Drehzahl war der Pfarrer Walter Rathgeber, ein Mann des Evangelischen Hilfswerks (die vorhin erwähnte Gesellschaft für diakonische Einrichtungen ist der Rechtsnachfolger des Hilfswerks). Er setzte sich z.B. dafür ein, daß ein Diakonisches Zentrum samt Ev. Fachhochschule in der Waldkolonie entstehen konnte, damit die vielen Obdachlosen, vor allem auch gestrandete Flüchtlinge aus der damals sog. SBZ, aus dem Richthofenbunker herausgeholt werden konnten.

Das Projekt trudelte viele notvolle und peinliche Jahre durch Amtsstuben. Nachkriegsdarmstädtere! Bis Ludwig Metzger d.Ä. seinen Waldkolonienossen ein Machtwort sagte. Auch andere verlässliche Helfer, offen und verdeckt wirkende, fand die Darmstädter Diakonie in der Aufbauzeit: den Oberstaatsanwalt Dr. Hofmann, den unverwüstlichen Dr. Holtzmann, die aufgeschlossenen Stadträte Pfeng und vor allem Horst Seffrin.

Wenn man mit alten Diakonikern beisammensitzt, fallen die immer gleichen Namen. Nicht alle konnten hier und jetzt genannt werden. Der Diakonie erwachsen von Zeit zu Zeit Menschen, über die viele sagen: die muß uns der Himmel geschickt haben!

Ich komme zum Schluß.

In Darmstadt war es wie andernorts auch: kirchliche und diakonische Zentralstellen waren und sind gern angesiedelt in der Nachbarschaft weltlicher Obrigkeit. Darmstadt als früherer Regierungssitz: da war das naheliegend. Darin spiegelt sich auch die alte evangelische Sache mit Thron und Altar. Das ist unser evangelisches Schicksal: Die Reformation bezahlte die Freiheit von Rom mit der Abhängigkeit von den Landesfürsten. Ohne diese Rückbindung wären die deutschen Reformatoren gelandet, wo ihre Vorgänger endeten: auf Scheiterhaufen.

Die kirchlichen und diakonischen Zentralen sind in Darmstadt geblieben - auch als die politische Macht abzog in eine andere Landeshauptstadt. Die großen Rechtsträger der Diakonie und ihre Häufung in Darmstadt sind, so gesehen, Übrigbleibsel des Staatskirchentums. Für ein soziales Darmstadt ist das aber wichtig. Alle Wege, fast alle, in der hessen-nassauischen Diakonie führen nach Darmstadt. Hier sollte auch das künftige Nachdenken gebündelt sein: das Nachdenken darüber, was zu tun ist, seit - politisch gewollt - das Soziale zum Marktgeschehen geworden ist, seit die Versuchung zur 1-,2-,3-Sterne-Sozialarbeit gegeben ist, in der die einen mit Standard abgespeist werden und andere es sich leisten können, sich noch etwas Sozialluxus oder auch einfach nur Menschlichkeit hinzuzukaufen. Möge die Diakonie bewahrt bleiben vor den Auswüchsen des Marktes!

Es gibt auf alle Fälle genug zu tun im nächsten Jahrtausend, genug zu denken, genug zu lieben, genug zu dienen.

Zwischen Ohnmacht und Aggression – Die Krise von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in der Sozialen Arbeit als Ausdruck konflikthafter verschiedener ethischer Systeme (Marketing/Helfer-Ethik) in dieser Arbeit und über die Dringlichkeit der Beurteilung solcher Ethikkonzeptionen für diese Arbeit

Referat am 8. März 1999 in Hephata-Treysa

Als Klaus Dörner, der Psychiater und Historiker, seinerzeit den Prozeß gegen Pflegerinnen kommentierte, die ihre Patienten umgebracht hatten, prägte er den Begriff des tödlichen Mitleids. Die Pflegerinnen hätten nicht nur das Leiden ihrer Patienten einfach nicht mehr mit ansehen können, sondern vor allem nicht mehr ausgehalten, ihnen nicht helfen zu können.

Helferohnmacht ist ein ethisches Problem, weil sie im Extremfall die Patienten wegdenkt oder wegmacht. Im Wortsinne hilflose Helfer: sie sind auf Dauer gefährlich.

Eine andere Spielart: Da sagt der Amts-Sozialarbeiter einem Hilfesuchenden einen Geldbetrag zu; der Amtsleiter brüskiert seinen Kollegen und genehmigt die Auszahlung nicht. Nicht selten erleben Klienten die Kleinheit und die Ohnmacht derer, von denen sie sich professionelle Hilfe versprochen hatten. Es gibt Augenblicke, in denen Ohnmacht kulminiert, in denen sich zeigt, daß die Grenzen des Hilfebedürftigen und die Grenzen seines Helfers parallel verlaufen. Solche Erfahrung gefährdet vielleicht nicht Leben, aber von Zeit zu Zeit die Grundlagen der Zuversicht.

Und es gibt auch das: gerade ethische Orientierung stürzt in Ohnmachtserfahrungen. Da kommt die junge Schwester aus einer frommen oberhessischen Gegend in eine konfessionelle Großstadtklinik, voll von diakonischem Ethos, und hört gleich am ersten Tag, was ihr ein erfahrener Kollege gön-nerhaft sagt: Also, Mädchen, vergiß mal alles, weshalb du ge-kommen bist! Sie erfährt schlagartig: gefragt ist nicht ihr caritatives Pathos, ihre christliche Ethik, sondern gefragt ist ihre möglichst reibungslose Einpassungsfähigkeit in einen vorprogrammierten therapeutischen Prozeß. Was sie ohnmächtig an sich selbst erlebt: das gesellschaftstypische Auseinanderfallen von Sinn und Funktion; das persönlich Tragfähige und das sozusagen Gesellschaftsfähige passen oft nicht zusammen, und zwar ausgerechnet dort, wo der Sinn-Funktionszusammenhang offensichtlich besonders wichtig wäre. Denn eigentlich sind ja Menschen dort, wo sie an den Maschinen hängen, medizintechnisch verdinglicht werden, besonders sinnbedürftig.

Wenn der Schwester ihr nicht gefragtes Ethos wichtig ist, wird sie es vielleicht abspalten vom dienstlichen Vollzug. So entsteht im Prinzip privatisierter Sinn, privatisierte Religion. So etwas passiert massenhaft. Was bleibt im Hilfevorgang, ist häufig das, was Joh. Degen ein kaltes Mitleid nennt.

Vorkommnisse wie diese waren und sind durchaus typisch für professionalisiertes, organisiertes Helfen im Sozialstaat. Zum einen, weil es zwischen Person und Organisation grundsätzliche Spannungen gibt; alles, was organisiert geschieht, verselbständigt sich, löst sich von seinen Gründen. Zum andern, weil der sozialstaatliche Fortschritt gegenüber den vorherigen Hilfeformen darin bestand, daß die Hilfebedürftigen nun gerade nicht mehr angewiesen sein sollten auf Freiwilligkeit und Beliebigkeit der Hilfe durch weltanschauliche Vereine und Stiftungen. Der hilfebedürftige Mensch sollte kein Bittsteller mehr sein müssen bei den vielen Erscheinungsformen der damaligen, hilfeethisch fundierten Privatwohlthätigkeit; er war fortan ein Bürger in Not mit einem Rechtsanspruch auf Hilfe.

Sozialpolitik ersetzte gewissermaßen Solidarität, denn ich muß nun nicht mehr meines Bruders Hü-ter sein; ich brauche keine besondere ethische Orientierung mehr; ich bezahle meine Abgaben und setze damit den Staat instand, Menschen in ihrer Hilfebedürftigkeit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das erklärt, warum sozialstaatliche Verhältnisse nicht unbedingt hilfeethikfördernd sind; so hatten wir's, und so hat's seit rund 15 Jahren Allensbach gemessen: soviel organisierte Hilfe im Land, sovielen helfende Systeme am Arbeiten wie nie zuvor - und zugleich aufkommende soziale Klimakatastrophen. Allgemeine soziale Eiszeit nannten es die Demoskopon. Passend zum kalten Mitleid des Helfens.

Eine Rolle spielte sicher auch die Verwissenschaftlichung des Helfens, speziell die Psychologisierung: die Beschäftigung mit der Motivation zum Helfen und im Helfen wurde zum Ethik-Ersatz. Die Berufshelfer wurden dort erwischt und ließen sich gern erwischen, wo wir Menschen seit der Aufklärung am liebsten sind: bei uns selbst - wir hatten ja auch tatsächlich einen großen Nach-holbedarf an Ichbezüglichkeit. Das neue individualistische und damit auch pluralistische Paradigma überschüttete uns mit vielen wohlvertrauten Problemen, an denen wir seitdem leidenschaftlich hängen und die wir nicht mehr missen möchten, gehören sie doch gleichsam zu unserer Berufsidentität:

> wir erfuhren - vor allem durch W. Schmidbauer und H. E. Richter -, daß die Motive unserer Zuwendung zum

Mitmenschen in der Regel nicht nur nicht ethisch begründet sind, sondern ausgesprochen unethisch und sogar anti-ethisch sein können;

> wir verinnerlichen das neue Credo: Normen können nicht mehr der Ausgangspunkt für soziales Handeln sein, sondern sind eher Behandlungsgegenstand unserer Therapien. "War Moral früher die Lösung, so ist sie heute das Problem" lautete der kecke Slogan z.B. der Beratungsarbeit;

> in Institutionen mit langer Geschichte, also vor allem in der kirchlichen Sozialarbeit, brachen Fragen auf, die seit Jahrzehnten gestellt und ebenso lange nicht beantwortet werden, z.B.: Kann es evangelische Sozialarbeit geben? Oder kann es nur evangelische Sozialarbeiterinnen und -arbeiter geben? Liegt das Evangelische an normativen Vorgaben oder einzig in der Person?

(Die Konzepte der Caritas oder der Diakonie spiegelten die Gesprächslage: meist stand in der Präambel etwas Christliches (etwa am Anfang der Konzeption diakonischer Straffälligenhilfe: dort ist von den ethischen Kategorien Schuld und Versöhnung und Vergebung uam die Rede), und danach kommt - ohne jeglichen Bezug auf all die christlich-ethischen Kategorien - Sozialarbeiterisches, völlig anders begründet. Auch in ganz anderer Sprache. In der Wissenschaftstheorie nennt man dieses Verfahren "sekundäre Addition": es stehen unverbunden Systeme nebeneinander, lediglich ihr Nebeneinanderstehen läßt den Eindruck eines inneren Zusammenhangs entstehen. Konzepte sekundärer Addition waren jahrzehntelang typisch für weltanschaulich gegründete Trägerorganisationen sozialer Arbeit.)

An dieser Stelle muß vielleicht Grundsätzliches angesprochen werden. Die Frage nach dem richtigen individuellen Handeln wird zur ethischen Frage durch den Einbezug des objektiven Interesses. Klassisch formuliert durch Kant: "Handle nach einer Maxime, die zugleich als allgemeines Gesetz gelten kann".

Wo es kein allgemeines Gesetz, kein übergeordnetes Gemeinsames gibt zwischen den Helfern, zwischen den Helfern und ihrer Institution, zwischen Institution, Helfern und Klientel usw., dort läßt sich kein ethisches Konzept behaupten. Die alten Hilfebegründungen hatten das Überindividuell-Objektive noch (meist in Form von Religion), damit auch das Beieinander von Sinn und Funktion.

Dafür zwei Beispiele. Jahrhundertlang war in Europa eine spezifische Hospiz-Ethik in Geltung und in allgemeiner Achtung. Sie folgte der biblischen Maxime: Was ihr getan habt einem unter den Geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir getan. Wer immer um Aufnahme bat, wurde empfangen, als ob Christus an die Tür geklopft hätte. Es geht in dieser Konzeption um den Hilfebedürftigen und zugleich um mehr als ihn. Helfen rückt in die Nähe des Gottesdienstlichen. Das nimmt dem konkreten Menschen nichts, setzt ihn nicht herab, fügt Gefühlen und Impulsen wie z.B. Mitleid eine grundsätzlichere Ehrfurcht hinzu. Und hält ein religiös begründetes Wissen in Gang: Wer den Menschen schlecht behandelt, wer den Hilfebedürftigen verachtet, beleidigt zugleich Gott und riskiert sein eigenes Heil in Zeit und Ewigkeit.

Die im Grunde zeitlose Botschaft dieser Ethik an uns: Wo die Ehrfurcht vor einem Hilfebedürftigen verlorengelht, geraten wir eigentlich in einen vorkulturellen Dschungel. Der Dschungel scheint dieser Tage näherzurücken.

Höchst folgenreich war die Sozialethik des Apostels Paulus. In Anlehnung an antike Haustafel-Ethik entfaltete er drei ethische Prinzipien und bezog sie aufeinander, Prinzipien, die sich auf die kurzen Nenner bringen lassen: 1. Jedem das Seinige. 2. Füreinander. 3. Einander untertan.

Ob es sich angesichts des bald erwarteten Weltendes noch lohne, Bindungen einzugehen, z.B. zu heiraten - wurde Paulus gefragt. Jeder nach seiner facon, beschied er. Jedem das Seinige. Der individuelle ethische Anteil. Sein Füreinander-Programm entfaltete er anhand des Corpus-Bildes: jedes Organ eines Körpers steht mit den anderen Organen in Beziehung, keines steht für sich. Der soziale ethische Anteil: Alle sind füreinander da.

Wie sind alle füreinander da? Das dritte Prinzip besagt: sie dienen einander. Anthropologisch gewendet, in der Sprache des Paulus: "Dienet einander, ein jeder mit der Gabe, die er empfangen hat" oder "In Ehrfurcht achte einer den andern höher als sich selbst". Diese dienstethische Kategorie bedeutet: es ist nichts Besonderes, sich Mächtigeren und Stärkeren unterzuordnen; christlich ist es, sich Schwächeren unterzuordnen, ihnen dienlich zu sein. Der Kern des Wortes diakonia.

Der alten ethischen Haustafellogik folgend, soll nach Paulus diese Ethik gelten in der Familie und in der Gemeinde, die ja die familia Dei ist. In den christlichen Anstalten des 18. und 19. Jahrhunderts erlebte diese ethisch gestützte Konzeption eine letzte große Blüte: in Häusern mit gemeindlicher und familialer Struktur, geleitet von Hausvätern und Hausmüttern, mit Brüdern und Schwestern. Endgültig zerschlagen wurde dieses Modell eigentlich erst durch die Nazis, die es per-vers und eine unstatthafte Vergeudung nannten, Leben in den Dienst von Lebensuntüchtigen und Lebensunwerten zu stellen.

Die alten Ethiken mögen überholt sein und nicht mehr reaktivierbar - vor allem wegen des grassierenden Bedeutungsverlustes des Christentums wie der Familie. Aber es verdient festgehalten zu werden, daß die alten ethischen Konzeptionen sozialen Handelns zumindest einen deutlichen Konterpart gegenüber der alles beherrschenden industriellen Verwertungslogik oder gegenüber den beiden totalitären Staatsdoktrinen auf

deutschem Boden darstellten. So gab es über längere Zeit wenigstens e i n e n gesellschaftlichen Bereich, den sozialen, der nicht völlig den wirtschaftlichen, industriologischen Spielregeln unterworfen sein sollte.

Judith Giovanelli-Blocher, eine Schweizer Sozialarbeitslehrerin, beschrieb 1985 in einem denkwürdigen Beitrag (in der Zeitschrift Soziale Arbeit 8/1985), daß Sozialarbeit, um überhaupt in die Gänge zu kommen, die ethische Problematik im Grunde systematisch beiseite geschoben habe und die Lösung offener ethischer Grundfragen auf später verschoben und dann quasi vergessen habe.

Das war eigentlich umso erstaunlicher, als die meisten Zweige sozialer Arbeit an einem sozial-ethischen Stamm sprossen. Soziale Arbeit ignorierte weithin, daß sie in Deutschland auf einem sozialetischen Prinzip der katholischen Soziallehre beruhte, auf dem subsidiären Prinzip. Mit seinen ethischen Implikationen beschäftigte man sich kaum, handhabte es schlichtweg als Formalprinzip, das die freie Wohlfahrtspflege privilegierte. Man empfing fortan öffentliche Mittel, die man zuvor mit der öffentliche Hand ausgehandelt hatte, und verwandelte sie in gute Taten. Dieses fast symbiotische Verhältnis wurde aus soziologischer Sicht als System eines allseitigen Interessenausgleichs gedeutet. Rolf Zerfaß, katholischer Sozialetiker, formulierte im Blick auf kirchliche Sozialarbeit: "Mit seiner finanziellen Unterstützung ...bezahlt der Staat ... u.a. die Folgekosten seiner Gesellschafts- und Wirtschaftspolitik. Da die Kirchen auf diese Weise ihren sozialen Besitzstand erweitern, findet ein wirklicher Interessenausgleich statt".

Das subsidiäre System brachte es mit sich, daß die Verbände, so auch die Diakonie, 1. trotz weitgehender Fremdfinanzierung Ideale und eigene Profile behaupten konnten, 2. gleichzeitig eine professionelle Struktur unterhalten konnten sowie 3. ihre Mitarbeiterschaften nach gesellschaftlichen Spielregeln "sichern" konnten, d.h. analog dem öffentlichen Dienst bezahlen. Und das lief alles viele Jahre so günstig für alle, daß man sich von gelegentlich raisonnierenden ethischen Skrupulanten nicht sonderlich stören ließ. Alles wurde, dem gesellschaftlichen Gesamtzug folgend, auch in der sozialen Arbeit "individuell und subjektiv" (Giovanelli-Blocher) und pluralistisch/beinahe-beliebig: "Alles geht".

In Thomas Luckmanns neuem Buch "Moral im Alltag" wurden u.a. Beratungsstellen untersucht. Zi-tat: "In keiner der von uns untersuchten Beratungseinrichtungen wurde versucht, die Probleme unter Bezug auf ein vorgegebenes Programm ethisch-moralischer Maximen zu lösen. Selbst eine nur ansatzweise moralische Thematisierung ... eines Problems, etwa der Angst, ein behindertes Kind zur Welt zu bringen, wurde fast vollständig vermieden". Mehr noch, die Beraterinnen und Berater glaubten offenbar mehrheitlich, die Ratsuchenden würden sich ihr Leben dadurch erschweren, daß sie sich größtenteils noch immer an moralischen Normen orientieren. Das Beratungswesen verneine "mit der allergrößten Selbstverständlichkeit" die Gültigkeit bzw. den Nutzen ethischer Vorstellungen. Es steuere nichts zu Ethik bei, sondern fördere eher eine "Moral der Amoral", eine Gegenmoral. Insgesamt, so das zusammenfassende Urteil, trüge Beratung zur "geistigen Desorientierung" bei.

Über diese Vermutung wurde in kirchlichen Hilfswerken seit längerem intern diskutiert; nun ist das ethische Dilemma öffentlichgemacht worden. Die alte Theorie, Human- und Sozialwissenschaften ließen sich durch Religions- und Wertgemeinschaften in den Dienst nehmen, war wissenschafts-theoretisch sowieso naiv. Eher haben andere Systeme - seit neuestem zu alldem noch die Ökonomie - ihre weltanschaulichen Träger in den Dienst genommen und drücken ihnen ihren Stempel auf.

Seit kurzem, seit soziale Arbeit in vielen Bereichen krisenhaft wird und z.T. bedroht ist, wird die Ethik-Diskussion wieder entschlossener geführt. Ein Teil der gegenwärtig Disputierenden versucht, soziale Arbeit als eine Art Menschenrechtswissenschaft und -profession zu definieren, prinzipienethisch, makrosystemisch (z.B. Staub-Bernasconi); ein anderer Teil definiert den Beziehungsaspekt als einen ethischen, eher mikrosystemisch (z.B. die Care-Ethik von Nodding u.a.). Es fehlen zur Zeit noch die vermittelnden Positionen.

Vor allem zwei Gründe sehe ich für das relativ neue Fragen, ob der Ethik nicht vielleicht doch wieder mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden sollte:

> Das Erschrecken vieler Sozialberuflicher vor den Thesen der Bioethik war groß; sollte die Wiederkehr des Übergeordneten, Gemeinsamen, ausgerechnet darin bestehen, daß die Allgemeinheit und z.B. betroffene Eltern kein Interesse mehr daran haben sollten, behindert geborene Kinder am Leben zu erhalten? Als Ohnmachtserfahrung registrierten damals viele, daß sie verlernt hatten - oder nie gelernt hatten, in ethischen Kategorien zu argumentieren. Sie merkten es, als es notwendig gewesen wäre, einer bioethisch-logischen Argumentation mit mehr als nur empörten Gefühlen entgegenzutreten.

> Eine andere, umfassendere Ohnmachtserfahrung machten Mitarbeiterschaften sozialer Einrichtungen, als sie einer neuartigen sozialen Unternehmenslogik unterworfen wurden, als plötzlich neuartige Parameter, nämlich rein leistungsethische und im Grunde industriologische, an ihre Arbeit angelegt wurden und als sie zu allem Überfluß unter politischem Druck auch noch genötigt wurden, zwecks Erhalt von Marktchancen und somit der

eigenen Arbeitsplätze Betriebsethiken zu erstellen, Betriebsphilosophien, Leitlinien - oder wie man's nennen möchte. Dabei muß für eine bestimmte soziale Einrichtung oder Initiative etwas geleistet werden, was selbst Fachleute überfordert: der programmatische Balanceakt zwischen Ethik und Effizienz, am besten zwischen Wirtschafts- und Betriebsethik einerseits und Sozialethik andererseits.

Die Situation der sozialen Arbeit hat sich grundlegend verändert. Die Veränderung bestand

- a) in der stufenweisen Einführung der Pflegeversicherung (mit privatisierenden, deregulierenden u.ä. Elementen),
- b) in der Aufgabe des Selbstkostendeckungsprinzips im Sozialhilferecht bei
- c) gleichzeitiger Öffnung des Anbietermarktes.

Seitdem wird von Mitarbeitern wirtschaftliches Handeln erwartet, z.B. Pflegen nach Minuten. Leistungsethische Kategorien werden zur Grundlage von Konkurrenzen nach außen (zwischen verschiedenen Anbietern) und nach innen (zwischen verschiedenen Berufsgruppen, Abteilungen usw.).

Strukturlogisch gesehen, begegnen nun die Opfer unseres Wirtschaftssystems einem Hilfesystem, das mehr und mehr denselben Regeln folgt, Teufel mit Beelzebub austreiben soll.

Oder vieles muß nun neuartig ausgehandelt werden bzw. man muß präferenzutilitaristisch abwägen: Was bringt den größeren Nutzen? Wenn eine Komplexanstalt, neuerdings z.B. "diakonisches Unternehmen" genannt, ihre Behinderten herunterdefiniert vom Standard der Eingliederungshilfe zum kompensatorischen Standard des Pflegerechts, was der Landeswohlfahrtsverband aus Einsparungsgründen gern möchte (oder vielleicht gern möchte), erfährt sie dafür in anderen Arbeitsbereichen Entgegenkommen des LWV. Usw. Usw.

Die wirtschaftliche Logik hat den letzten von ihr leidlich freien gesellschaftlichen Lebensraum erobert - was nicht allzu schwer war, denn Bonn und Brüssel förderten diese Entwicklung. Nun ist ja wirtschaftliches Handeln kein ethikfreier Raum, wird eingewandt. In der Tat feiert der alte homo oeconomicus in der modernen Wirtschaftsethik fröhliche Urständ. Im Grunde wird der Mensch darin von der Wirtschaft her entworfen, als sei er sozusagen von wirtschaftlicher Natur. Es ist schon bemerkenswert, wie weitgehend wir uns diesen Schuh anziehen.

Eigentlich neu an diesen Entwürfen ist m.E., daß in einigen umweltethische Aspekte eine Rolle spielen, daß so etwas wie ein Human-Management entworfen wird, daß für den Dienstleistungsverkehr gewisse Fairness- und Anstandsregeln hergeleitet werden.

Ob das Gespräch zwischen Wirtschaftsethik und Sozialethik überhaupt aussichtsreich geführt werden kann, ist in der Fachwelt umstritten.

Manche glauben, beide Systeme seien gänzlich inkompatibel (W.Eucken: "Der Markt hat keine Moral"), oder die Marktlogik ordne sich buchstäblich alles unter, verwandle es im Kern (Christopher Lasch: der Markt "verwandelt Nachrichten in Unterhaltung, Gelehrtentum in Karrierismus, Sozialarbeit in organisierte Verwaltung der Armut").

Nach Alfred Jäger sind im reinen "Marktprinzip... immanent auch zahlreiche Tendenzen der Selbstzerstörung enthalten, von anderen Folgeschäden erst einmal nicht zu reden". Er warnt vor einer "billigen Verbrüderung".

Eine fast mythisch anmutende Bedrohung sieht der Soziologe R.Gronemeyer durch Arrangements speziell zwischen Theologie und Ökonomie, die er mit Rotkäppchens Plausch mit dem Wolf vergleicht und für eine Gefahr für die ganze Gesellschaft hält - und dann in großer Schärfe: die Diakonie werde gegenwärtig so modern, "daß sich die Kirchen längst fragen müßten, was sie mit die-sen Dienstleistungshändlern noch zu tun haben".

Hartwig Drude hingegen ist der Auffassung, daß es ein Fehlschluß sei, leistungsethische Prinzipien deswegen in Frage zu stellen, weil man im sozialen Feld mit leistungsgeminderten Menschen zu tun habe; vielmehr habe sich die effizienzfeindliche subsidiäre Sozialarbeit gegen die Ziele der Arbeit selbst gewandt und die formal beanspruchte sozialanwaltliche Rolle beschädigt. Effizienz wird hier nachgerade zu einem "Kriterium verantwortungsbewußt hergestellter Leistung", speziell in sozialen Leistungsfeldern.

Manche Autoren glauben an ein mögliches Miteinander beider Ethiksysteme, an Interessenausgleich (pragmatisch z.B. Egbert Kahle: Mitarbeiter in der Wohlfahrtspflege "müssen die Effizienzfrage nicht als Bedrohung ansehen, sondern müssen das als eine Sicherungsfrage ansehen"),

an mögliche Schnittstellen oder paradoxe Aufeinanderbezogenheit: in Adaption von Arthur Rich glaubt Alfred Jäger an das Beieinanderseinkönnen von ökonomischer Sachgemäßheit und "Menschengerechtigkeit" - wobei A.Rich ein ethisch gebändigtes marktwirtschaftliches System für das am ehesten verantwortbare hält; demnach brauche der Markt Ethik als Gegenmacht, als Eindämmung. Die Praxis wirft die Frage auf, ob sich der Markt das gefallen läßt.

An der Lüneburger Universität fand vorletztes Jahr eine diesbezügliche Konsultation von Insidern statt, und eines ihrer Ergebnisse lautete: es gibt Berge von Wirtschafts- und Betriebsethiken, aber das macht nichts,

keiner hält sich dran.

Ich befürchte im Blick auf das grundsätzliche Gespräch zwischen Markt und Sozialem, daß sich der Markt schon soweit auf den Weg gemacht, daß der ethische Diskurs ihn gar nicht mehr einholen kann.

Die ethischen Implikationen der Organisationsentwicklung interessieren mich zuletzt.

Relativ rasch reagierten Verbände und Rechtsträger auf den sozialpolitischen und wirtschaftlichen Veränderungsdruck. Innerhalb kurzer Zeit gab es

Rechtliche Umwandlungen (Vereine u.a. werden zu gGmbHs)

oder Zweiteilung (z.B. in einen Idealverein und eine Gesellschaft),

Holdings, die gGmbHs unter sich versammeln,

Catering-Sozialarbeit,

Leasing- und Miet-Sozialarbeit,

Franchising,

die Flexibilisierung sozialer Handlungsräume,

die Herauslösung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus verbandlicher Bindung.

Jedes dieser Phänomene wirft ethische Probleme auf und enthält Chancen der ethischen Gestaltung. Die Strukturveränderungen sind sozusagen eine ethische Bewährungsprobe - für alle Beteiligten. Die rechtlichen Umwandlungen können z.B. dazu benutzt werden, um aus dem Tarifrecht (oder bei kirchlichen Einrichtungen aus den "Fesseln" kirchlichen Arbeitsrechts) freizukommen; man kann aber auch die bestehenden Dienstverhältnisse auf den neuen Dienstgeber übergehen lassen (nach § 613a BGB).

Holdings sind Gesellschaften, Aktiengesellschaften oder GmbHs, die z.B. Anteile an anderen Gesellschaften, z.B. Aktien, erwerben, um wirtschaftlich Einfluß auszuüben. Die Holding fungiert oft als Dach zur einheitlichen Leitung von Konzernen. Sie produziert selbst nicht, treibt auch keinen Handel. Zur Zeit entstehen im Bereich konfessioneller Sozialarbeit Holdings, die gemeinnützige GmbHs unter sich versammeln, rechtlich selbständige "Töchter". So wurde z.B. aus einer mir bekannten Komplexanstalt eine Holding aus 5 Töchtern (mit einer nunmehr selbständigen Klinik, einer Fachklinik, einer Altenhilfeeinrichtung, einer Behinderteneinrichtung und einem Berufsbildungswerk). Zum einen ist also die Holdingbildung ein Prozeß der Entflechtung und der De-Konzentrierung. Auch der fachlichen Spezialisierung: jede Gesellschaft ist grundsätzlich unab-hängig von der anderen auf ihrem je eigenen Fachgebiet tätig. Das kann der Arbeit und den Patienten/Klienten zugute kommen, ist daher ein ethisches Bonum.

Nun erbringen aber Holdings nicht nur externe, sondern vor allem auch interne Dienstleistungen. Die Einzelbetriebe sind füreinander Dienstleister, die untereinander zu marktüblichen Konditionen abrechnen. Es entstehen Buchungsgewinne, die den einzelnen gGmbHs ermöglichen, eigenständig zu wirtschaften. Der Gegenwert für Dienstleistungen geht nicht unter, sondern findet Eingang in Bi-lanzen sowie in Gewinn- und Verlustrechnungen. Die Holding fungiert ebenfalls als Dienstleisterin für die Töchter (erledigt für sie z.B. das Immobilienmanagement, die Öffentlichkeitsarbeit, die Finanz- und Gehaltsbuchhaltung usw.) und rechnet mit ihnen ab.

Das Dienstleistungskonzept in den neuen Unternehmensformen sozialer Arbeit darf also nicht zu schlicht verstanden werden; es ist mehr als nur ein neues Regelungsprinzip zwischen "Anbietern" und "Kunden". Das wohl auch. Aber darüber hinaus entstehen äußerst verwickelte, sich selbst un-tereinander Dienstleistungen erbringende, sich gegenseitig bewirtschaftende, ausplanende und kontrollierende Dienstleistungsunternehmen als synergetische Wirtschaftskomplexe. Es sind eigenstän-dige Markt- und Wirtschaftsräume. Es entstehen neuartige Kartelle, die die Tendenz zur Markt-beherrschung und -kontrolle in sich bergen. Sie sind z.T. so kompliziert konstruiert, daß nur noch die Wirtschaftsleiter bzw. die leitenden Kaufleute durchschauen, was läuft - was wiederum ihre Position unangreifbar macht. Und die meisten Gremien, Verwaltungsräte und ähnliches, haben sich längst überzeugen lassen von der systemimmanenten "Panikmache von oben" (D. Neuhaus) und sehen in der strikten Vermarktwirtschaftlichung die einzige Möglichkeit, der Einrichtung Zukunft zu geben.

In einem brandneuen Beitrag hebt Studienleiter Neuhaus von der Ev. Akademie Arnoldshain den herrschaftssoziologischen Aspekt dieser Entwicklungen hervor, diesen "Fundamentalismus der Organisationsberatung", der im quasi-rationalen und objektivistischen Gewand aufträte; wörtl.: "Der Einsatz von professionellen Organisationsberatungsunternehmen ist ... oft ein krasser Machtmißbrauch. Sie dienen als Legitimationsvehikel, um Veränderungen und Umstrukturierungen vor-zunehmen, die von einer überschaubaren Gruppe von Kirchenverwaltern politisch gewollt wird, aber sich einer politischen Diskussion nicht stellen will" (Dt. Pfrbl. 2/1999).

Holdings oder holdingähnliche Konstrukte in der verbandlichen Sozialarbeit haben nicht selten Beteiligungen an Beschäftigungsgesellschaften - oder haben selbst eine. Von dort beziehen sie dann quasi-legal ihre

Billigmitarbeiterschaften und unterlaufen das verbandliche Gehaltsgefüge.

Ethische Janusköpfe sind auch die anderen Wirtschafts- bzw. Unternehmensformen, das Catering-Konzept etwa, bei dem "angemietete" Service-Unternehmen zu ausgehandelten Konditionen (also ebenfalls außerhalb des geltenden Tarifrechts) tätig sind. Rechtsträger brauchen überhaupt eigentlich nur noch ein Haus und ein Management und können die soziale Arbeit durch Firmen tun lassen, von denen man sich ggf. rasch wieder trennen kann. Das Konzept birgt die Tendenz zur Ausbeutung der relativ wenig gesicherten Catering-Arbeitnehmer. Die Identifizierbarkeit einer Einrichtung, die bislang maßgeblich über die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter geschah, löst sich auf; die herkömmliche gegenseitige Bindung von Trägern und Mitarbeitern - ein individual- und sozial-ethisch wichtiges Treue- und Verantwortungsverhältnis - kommt oft gar nicht mehr zustande.

Umgekehrt: die Leistungspakete, die Service-Firmen anbieten, sind gelegentlich ganzheitlicher und somit patientenfreundlicher als die normal-genormten Dienste, gehen z.B. beweglicher auf Patientenwünsche ein (etwa bei Essens- und Pflegezeitwünschen).

Das Prinzip des Aushandelns, das relativ neu ist in unserer Soziallandschaft, ist ethisch zwiespältig: es kann, wie bei den Preisen, zu denen Service-Firmen eingekauft werden können, a) ein Dumping-Element sein, kann b) ein Spalt- und Drohpotential (in Einrichtungen, in denen tariflich Besoldete neben Cateringkräften arbeiten) sein und ist c) in jedem Fall ein Unterlaufen der Verbandsethik und des damit beanspruchten positiven Images. Daß soziales Handeln generell zur Zeit mehr und mehr Aushandlungscharakter zwischen Anbietern und Kunden gewinnt, Tauschmarkt-ähnlich wird, enthält aber auch positive Aspekte, allein kommunikationsethisch. Im Pflegebereich findet das Aushandlungselement z.B. im Zeitwert-Verfahren seinen Niederschlag.

Auch Franchising, in etwa entsprechend den "Scheinselbständigen" im gewerblichen Bereich, gibt es in der verbandlichen Sozialarbeit: Man kann Lizenzen für ein Sozialkonzept vergeben an "selbständige" Sozial(sub)unternehmer, das Controlling dafür gewährleisten und einen Anteil des Gewinns erhalten. Das ethische Dilemma besteht m.E. darin: es ist ein für den Lizenzgeber risikoloses Geschäft, das man auch noch als gute Tat verkaufen kann. Man verhilft Menschen zur Freiheit (zur Verwirklichung freien Unternehmertums) und hält sie dabei ständig in Abhängigkeit. Franchising ist alles in allem eine der großen Lügen der neuen Dienstleistungslogik.

Man kann als Verband oder Rechtsträger auch ganze Einrichtungen "mieten": irgendjemand tritt als Investor bzw. Sponsor auf, und man steigt ein als Betreiber. Aus der Sicht der Verantwortungsethik, die insbesondere die "Zukunftshaltigkeit", "Zukunftsfähigkeit" zum Kriterium eines ethisch begründeten Handelns erhebt, eine problematische Sache: was wird eigentlich, wenn sich die im Augenblick so zahlreichen, weil sich Gewinn versprechenden Investoren aus dem Sozialbereich wieder zurückziehen (weil, je mehr Investoren investieren, die Rendite desto geringer wird)? Dürfen sich Wohlfahrtsverbände ggf. für lohnende Insolvenzen zur Verfügung stellen?

Es gibt Anbieter, die Hilfebedürftige in großer Zahl gleich in die Billiglohnländer schaffen möchten (in kleineren Kontingenten gibt es das ja schon, z.B. deutsche Suchtkrankenkolonien in Spanien, oder unter Luxusaspekten, z.B. Altenheime deutscher Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege auf Mallorca oder Teneriffa). Somit beginnt auch die soziale Arbeit, wie so viele Wirtschaftsunternehmen, dem nationalen sozialen Sicherungssystem, von dem die hiesige Sozialarbeit großteils lebt, die Mittel zu entziehen.

Oder es gibt auch das: Mitarbeiter traditioneller Einrichtungen - z.B. aus der kirchlichen Gemeindefürsorge - machen sich mit dem dort erworbenen Wissen selbständig und nehmen ihre Klienten und Patienten gleich mit. Patientendiebstahl sozusagen. Als Spielart privatisierter Sozialarbeit. Unethische Sozialpolitik fördert unethische Sozialarbeit.

Daß es unter diesen Umständen nicht einfach ist, als eigentlich ethisch bestimmter Träger die Ethikspur zu halten, leuchtet ein. Manche Träger, die sich zur Zeit problematisch oder unsicher verhalten, schillernd werden, ihren Anspruch verkaufen oder aber erstarrt verharren und auf andere Zeiten warten, müßten in der Beurteilung ein Recht auf "mildernde Umstände" eingeräumt bekommen - solange sie sich, und sei es ansatzweise und unbeholfen, weil darin unerfahren, darum bemühen, Ethik und Effizienz in eine neue Balance zu bringen.

Die Nötigung, gegenüber Kassen und Kunden nun seine speziellen humanitären, christlichen u.a. Standards definieren zu müssen, transportiert auch ethisch Wünschenswertes. Es ist durchaus sinn-voll und funktional, über bestimmte Fragen nachzudenken und sie zu beantworten (dies in Freiheit zu tun, wäre freilich besser): Was heißt Humanität, was heißt Nächstenliebe beim Füttern dementer Menschen, bei der Intimpflege usw.?

Was ich prognostizieren würde?

Durch die dargestellten Entwicklungen werden rekursive Prozesse gefördert, Prozesse aus sich selbst begründenden Gründen. Die wirtschaftlichen Sozialunternehmen entstehen wegen der schon offenbaren und noch zunehmenden Unsicherheiten öffentlicher Finanzierungssysteme. Um-gekehrt werden die wirtschaftlich selbstlaufenden sozialen Unternehmen den Staat zu weiteren Rückzügen ermutigen - ohne daß der seine Einsparungen den Bürgern zurückerstattet. Das verspricht kein gutes Geschäft zu werden: für die kleinen Leute und die Marktverlierer unter den Anbietern.

Und ich glaube, daß, nachdem die Dinge auf der abschüssigen Ebene ins Rollen gekommen sind, keine Entwicklung, wie wir sie aus der Wirtschaft kennen, dem sozialen Bereich erspart bleiben wird. Da in Werken und Einrichtungen vermehrt Geldgeschäfte getätigt werden, werden häufiger als früher Banken ins Geschäft mit dem Sozialbereich kommen. Um einmal zu spekulieren: ich halte durchaus für möglich, daß eines nicht zu fernem Tages - sagen wir - die Bank für Sozialwirtschaft einem Übernahmeangebot durch eine Großbank nicht mehr widerstehen kann. Dann werden die Großbanken auch mehr und mehr den Sozialbereich beherrschen, durch ihr Geld steuern.

Im übrigen sieht im Augenblick kein Fachethiker einen Ausweg aus dem ganzen Dilemma, das ich darzustellen versucht habe. Die Positionen sind konträr. Sogar die klassischen ethischen Probleme der sozialen Arbeit sind noch nicht ausreichend bearbeitet. Es würde nicht schaden, wenn immer mehr Sozialberufler trotz allem nicht ethisch kapitulierten, sondern sich in die ethischen Probleme mitverwickelten. Es macht einen nicht gegen Ohnmachtsgefühle und Aggressionen gefeit, aber es gibt einem vielleicht wieder eine Stimme. Und viele Stimmen müßten, wenn nichts sonst hilft, vielleicht eines Tages nach Ethik schreien.

Brauchen wir uns noch: die Kirche - das Diakonische Werk und seine Mitglieder - der Staat?

Referat bei der Mitgliederversammlung des Diakonischen Werkes in Kurhessen-Waldeck, Baunatal, 22. Sept. 1997 (leicht überarbeitet)

Ob wir uns brauchen? Das läßt sich meist erst hinterher sagen: wenn wir darüber nachdenken, ob und wie wir uns gebraucht h ä t t e n. Im letzten Jahrhundert dachten viele leitende Kirchenmänner, die Kirche hätte die Innere Mission zu ihrer Bestandserhaltung nicht nötig. Heutige Kirchengeschichtsschreibung sieht das anders.

Äußerungen über die aktuelle Diakoniebedürftigkeit der Kirche und die Kirchenbedürftigkeit der Diakonie, über die Diakoniebedürftigkeit der Gesellschaft oder die Verbandsbedürftigkeit diakonischer Einrichtungen usw.: solche Äußerungen kommen mitten aus den aktuellen Prozessen und Beobachtungen, und mittendrin, von innen, kann man nichts wirklich *überblicken*.

Ich werde versuchen, gewissermaßen von innen u n d von außen her zu beschreiben - entsprechend meinen 21-jährigen Verwicklungen in die Diakonie; davon arbeitete ich 12 Jahre IN und 9 Jahre ÜBER die Diakonie. Ich mische Erfahrungen IN der Diakonie mit wissenschaftlichen Auffassungen ÜBER die Diakonie.

1. Brauchen wir uns noch: die Rechtsträger/Mitgliedseinrichtungen der Diakonie und die Diakonischen Werke? In welchem Maße brauchen wir uns noch?

Diakonische Werke werden gemeinhin gebraucht,

- um einzelne Einrichtungen zu entlasten,
- um Grundsatzfragen voranzubringen,
- um Lobbyarbeit zu leisten,
- um Netzwerke zu schaffen und zu halten unter den Mitgliedern, zwischen ihnen und mit Gesellschaft und Kirche,
- um Informationen zu transportieren.

Wenn der Gesetzgeber vorsieht, daß bestimmte Dinge großflächig geregelt werden, auf Landesebene etwa, sind Verbände grundsätzlich nützlich. Nach wie vor werden in der Regel Rahmenvereinbarungen mit den Wohlfahrtsverbänden geschlossen, und die Verbandsmitglieder treten den Vereinbarungen bei. - Es kommt daneben aber immer öfter - und das gehört zur politisch gewollten neuen Soziallogik - zu direkten Vereinbarungen zwischen Kassen und Leistungserbringern, und somit verlagern sich Entscheidungsbefugnisse zur Basis hin; die klassischen Querschnittaufgaben, wie sie z.B. Referentinnen und Referenten bei Diakonischen Werken für die Mitgliedseinrichtungen wahrgenommen haben, entfallen dann

zunehmend. Wenn etwa die Modalitäten des *Pflegerechts* zur Folie für weitere diakonische Handlungsfelder werden, hat dies Rückwirkungen auf die Struktur der Diakonischen Werke; dann wird manche ihrer Dienstleistungen weniger oder schlicht nicht mehr gebraucht.

Davon unbeschadet: die Entlastungsleistung durch Diakonische Werke ist z.T. beträchtlich. Landesverbandliche Information setzt die Mitglieder instand, manches überhaupt noch zu überblicken. Es ist fast unmöglich, das, was seit einigen Jahren an sozialpolitischen Informationen anfällt, auch: was etwa Landeswohlfahrtsverbänden so einfällt, noch sachlich zu handhaben.

Was Dietrich Schoch, Verfasser zahlreicher sozialrechtlicher Fachbücher und im Privatberuf Regierungsdirektor, 1995 zur Entwicklung im Bereich des Bundessozialhilfegesetzes/BSHG formulierte, gilt tendenziell noch: "Die Neuregelungen im Sozialbereich haben ... ein Ausmaß angenommen, das die Gefahr in sich birgt, auch Personen zu überfordern, die sich beruflich damit befassen. So sind alle Kommentare zum Bundessozialhilfegesetz von der Gesetzgebung überrollt worden: sie waren überholt, wenn sie gerade erschienen sind, oder - wenn sie denn die neue Gesetzeslage noch aufgenommen haben, so konnte diese teilweise nicht mehr kommentiert werden, auch weil die Durchführungsverordnungen zum BSHG bis heute fehlen."

Diakonische Werke sind als Informations-Pools wichtig; aber sie brauchen die Kompetenz und die Instrumentarien, die Informationen ggf. stellvertretend zu interpretieren und zu streuen. Dabei ist informelle Verteilungsgerechtigkeit wichtig; während meiner Tätigkeit auf EKD-Ebene lernte ich Diakonische Werke kennen, die, um differenzierte Verbandspolitik gegenüber den eigenen Mitgliedern zu betreiben, mit Information durchaus selektiv umgingen, Mitglieder durchaus unterschiedlich "bedienten". Die anscheinend unvermeidliche Lust an Herrschaftswissen stärkt die persönliche Position und schwächt das Werk.

Hier stoßen wir auf ein Grundproblem. Kleinere Mitglieder brauchen den Verband, damit er für sie sozialpolitische Aktivitäten bündelt. Je größer der Träger, desto weniger braucht er seinen Verband: große Diakonie-Einrichtungen haben ihre eigenen Juristen, eine eigene Öffentlichkeitsarbeit, einen eigenen Grundsatztheologen, einen eigenen Finanzminister. Manche Einrichtungen kommen schneller an Mittel, als ihr Diakonisches Werk denken kann, haben großen politischen Einfluß in der Region und sind bekannter und wahrnehmbarer als der Dachverband.

Die Verbandsdisziplin ist mancherorts beschädigt. Ein Beispiel ist der Beschluß der Liga der freien Wohlfahrtspflege, den das Diakonische Werk mittrug, Behinderte in Einrichtungen nicht zu Pflegebedürftigen umzudeklarieren, sondern eher die Eingliederungshilfen zu stärken (nach der Eingliederungshilfe stehen auch schwerstbehinderten Menschen Integrations- und Rehabilitationsleistungen zu, z.B. medizinische, berufsfördernde, sozial eingliedernde u.a. Leistungen; der hessische Landeswohlfahrtsverband bedrängte Behinderteneinrichtungen massiv, Einrichtungsteile oder Bewohnergruppen als Pflegeeinrichtungen anerkennen zu lassen und damit Menschen hinsichtlich ihrer Ansprüche herunterzudefinieren: auf Ansprüche auf Grundpflege und hauswirtschaftliche Versorgung - aus klar wirtschaftlichem Interessen heraus). Einzelne Einrichtungen, auch diakonische, signalisierten, um vielleicht kurzfristiger Vorteile willen von der Verbandslinie abweichen zu wollen.

Phänomene wie diese haben mehrere Ebenen:

Eine kommunikative. Konsens braucht nach meinen Beobachtungen immer mehr Verhandlungskapazität und Überwachung.

Eine inhaltliche Ebene: Verband und Mitglieder sprechen nicht wirklich über ein sozialpolitisches Konzept, ein christlich verantwortbares. Vielleicht haben ja beide keins.

Eine politische Ebene: Daß das Prinzip des einheitlichen Vorgehens im Zerbruch ist, innerverbandlich wie zwischen den Wohlfahrtsverbänden, schwächt das Ganze; daß es die Verbände z.B. nicht hinbekommen haben, sich bei der Pflege-Reform einig zu sein, verfestigt die Unzulänglichkeiten der neuen Regelungen. Schwache Verbände stützen schwache Sozialpolitik.

Und dann ist da eine eigenstrukturelle Problemebene: in den wichtigen Gremien der Diakonischen Werke haben die großen Einrichtungen das Sagen, also die, die das Diakonische Werk am wenigsten brauchen und sich relativ risikolos gegen seine Politik verhalten können. Das führt paradoxe Lagen herauf. Die Lebendigkeit im Diakonischen Werk würde m.E. größer und die Gesamtperspektiven besser, wenn man öfter auch auf die "Kleinen" setzte. Die Großen machen ohnehin, was sie wollen - oder was sie tun müssen (in dieser Frage gibt es Interpretationsspielräume).

Wir müssen unser aktuelles Reden übereinander überprüfen, Diakonische Werke und Mitglieder - und Kirchen auch. Wir gehen zunehmend miteinander um und reden übereinander, als ob wir uns vor allem im Wege stünden, uns gegenseitig in unserer Wirksamkeit beeinträchtigten, als ob die Kirchen die Diakonischen Werke und die Diakonischen Werke ihre Mitglieder in ihrer Entwicklung blockierten. In gewisser Weise reden wir

unsere Unbrauchbarkeit füreinander herbei. Aus Eigennutz, aber sicher auch aus Ratlosigkeit.

2. Brauchen wir uns noch: Diakonie und Kirche?

Formal ist die Zuordnung geklärt. Im Diakoniegesetz der EKD finden wir ein klares Delegationsprinzip: das Diakonische Werk wird beauftragt, für die EKD die diakonischen Belange wahrzunehmen. Ob das geht, ob das einem theologisch verantworteten Kirchenbegriff auch nur im Ansatz entspricht - eine Kirche, die die Diakonie delegiert -, wurde anfangs immerhin noch diskutiert.

Die meisten Landeskirchen haben sich ihre Diakonischen Werke kraft Kirchenrechts zugeordnet, sind Mitglieder in ihren Diakonischen Werken und nehmen darin Satzungsrechte wahr. In der innerdiakonischen Sprachregelung heißt es dazu, wir hätten jetzt keine Diakonie neben der Kirche mehr, sondern immerhin eine Diakonie d e r Kirche, eine Genetivdiakonie. Was wir so freilich nicht hinbekommen haben, ist eine diakonische Kirche.

Und daß es in der EKD rund 50 Jahre gedauert hat, bis die Kammer für Theologie den Text "Der evangelische Diakonat als geordnetes Amt der Kirche" zustande ge-bracht hat (im übrigen mit einigen Begriffsunklarheiten, z.B. zwischen "Amt" und "Stand"), spricht nicht für allzu viel Freudigkeit an der Thematik.

Ich erkläre mir die insgesamt merkwürdige Befindlichkeit durch so manches Trauma der neueren Kirchengeschichte.

Im letzten Jahrhundert waren der Staatskirche vor allem die unionistischen Bestrebungen der Inneren Mission suspekt. Dann das Trauma des Endes des Staatskirchentums; der neue Staat, die Weimarer Republik, nahm gewissermaßen einen Partnertausch vor: die Pastoren verloren ihre staat-lichen, ordnungspolitischen Funktionen; dafür trat die Innere Mission in Staatsaufgaben des ersten deutschen Sozialstaats ein. Es entstand ein ausgesprochener Verbandsprotestantismus mit manchen kirchenpolitischen Sonderwegen. Diesen machte 1933 das designierte Reichskirchenregiment im Wortsinne schlagartig ein Ende. Am 27.6.1933 rückten zwei DC-Pfarrer, Karl Themel und Horst Schirmacher, mit einem SA-Trupp im Auftrag des künftigen Reichsbischofs Müller im Centralausschuß der Inneren Mission an, vertrieben die Direktoren und übernahmen die "Führung": der eine als Präsident, der andere als Direktor des Centralausschusses.

Am 11. Juli 1933 trat die Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche in Kraft, unmittelbar darauf durch Reichsgesetz anerkannt: in dieser Verfassung wurde die Eingliederung der Inneren Mission in die Kirche ausgesprochen. Die erste dezidierte Verkirchlichung der Diakonie in Deutschland, ein Trauma!

Nach 1945 begann ein denkwürdiges Lavieren: einerseits vermied man jeglichen Versuch der Verkirchlichung, der auch nur annähernd an diese kirchliche Übernahme hätte erinnern können; andererseits schienen auch diejenigen in der Inneren Mission durch die DC-Deckelung diskreditiert, die sich nichts hatten zuschulden kommen lassen. Die Innere Mission war umfassend obsolet geworden, und so begab sich die ev.Kirche bei ihrem Wiederaufbau der erheblichen sozialen Kompetenz etwa eines Theodor Wenzel, eines Paul-Gerhard Braune, eines Otto Ohl. Und da sich die Innere Mission schneller als gedacht wieder konsolidierte (aufgrund begünstigender sozialpolitischer Entwicklungen), mußte das kirchliche Gegenmodell des Ev. Hilfswerks - faktisch ein Sondervermögen der jeweiligen Landeskirche - rund zwei Jahrzehnte später mit der Inneren Mission zum Diakonischen Werk fusionieren.

Diese Geschichte wirkt nach und bewirkt merkwürdige kirchlich-diakonische Schwebezustände. Der Rechtsprofessor Michael Stolleis nannte sie "Pendelbewegungen" und "Ambivalenzen" und schrieb dazu: "...sollen Eingriffe des Staates abgewehrt werden, wird der religiöse Charakter (der Diakonie, H.S.) betont; sollen staatliche Leistungen erlangt werden, wird die Dienstleistungsfunktion im Rahmen des modernen Sozialstaats hervorgehoben. Ähnliche Ambivalenzen zeigen sich innerkirchlich: kommen Anfeindungen von außen, dann dient die Einheit von Diakonie und Wortverkündigung als Schutzschild; gibt es innerkirchliche Differenzen, dann rückt die rechtliche Selbständigkeit der Diakonie in den Vordergrund. - Diesen Ambivalenzen liegen gewiß manchmal rein taktische Absichten zugrunde, manchmal sind es auch kaum bewußte Perspektivenwechsel".

Stolleis meint: die Diakonie braucht die Kirche gegenüber dem Staat und den Staat gegenüber der Kirche. Umgekehrt, und das braucht wegen der Popularität des Arguments nicht ausgeführt zu werden, gebraucht die Kirche Diakonie gesellschaftlich-legitimatorisch (Reimer Gronemeyer sagt es so, gewohnt deutlich: "Da wedelt längst der kirchliche Schwanz mit dem diakonischen Hund").

Und Stolleis sprach behutsam an: Diakonie braucht Kirche, um sich gegenüber anderen Verbänden abzugrenzen; und um sich die Auseinandersetzung mit anderen gesellschaftlichen Organisationen zu ersparen (er wird primär an die Gewerkschaften gedacht haben).

Auf personaler Ebene haben sich mir im Laufe der Jahre einige Beobachtungen aufgedrängt. In Landeskirchenverwaltungen sind für diakonische Belange oft erheblich mehr Juristen und Wirtschaftsleute praktisch zuständig als die "klassischen" kirchlichen Entscheidungsträger. Es sieht mancherorts in Kirchenverwaltungen so aus, als habe man die Diakonie an bestimmte Leute "abgeschoben". Das formalisiert freilich die Beziehungen.

Und in Leitungsfunktionen der Diakonie traf ich häufiger Pfarrer mit einer gewissen Kirchendistanz an, die sie oft noch vertieften. Oder es waren Theologen mit einer weiteren Ausbildung, Menschen, die sich auf jeden Fall nicht auf eine pastorale Funktion reduzieren lassen. Und durch den ganzen Wirtschaftsbetrieb wächst oft die Kirchendistanz. Einer, mit dem ich besser bekannt bin, sagte mir einmal: "Vom Sozialhilfeträger bekomme ich viel häufiger Besuch als von meiner Kirche". Und: "In welcher Angelegenheit sollte ich mich eigentlich an meine Landeskirche wenden? Sie kriegt das gesellschaftlich sowieso nicht rüber, was meine Klienten und Patienten betrifft".

Letzteres ist tendenziell öfter zu hören; dabei schwanken die Meinungen: kann sie, die sie Anwältin der Schwachen sein soll, es einfach nicht mehr "überbringen" - oder traut sie sich nicht? Die Arbeitgeberverbände z.B. trauen sich, wenn sie etwas *gegen* die Schwachen zu sagen haben...

Jan Niemöller, der in der südhessischen Diakonie ein wichtiges Ehrenamt bekleidete und viel Insiderwissen aus Kirche und Diakonie hatte, sah es so, daß die Kirche sich ihres Einflusses in der Gesellschaft nicht mehr sicher sei und deswegen jeden wirklichen Konflikt mit dem Staat vermeide, statt glaubhaft Zeugnis zu geben. Dabei könnte in der gegenwärtigen Lage die Stunde der evangelischen Sozialethik sein!

Direkteren Einfluß nimmt Kirche auf die gemeindenähere Diakonie; da kann es dann allerdings der landeskirchliche Partikularismus mit sich bringen, daß in *einem* Bundesland mit zwei Landeskirchen zwei unterschiedliche Regelungsmodelle für Diakoniestationen vorkommen. So in Hessen.

Kirche versucht ansonsten, mit dem goldenen Zügel zu steuern, mit Geld halt, und nimmt dabei unterschiedlich viel Einfluß auf die Diakonie. Zur Zeit habe ich den Eindruck, daß Kirche als Geldgeberin gebraucht wird, aber andererseits nicht beim Wirtschaften stören soll. Etwa durch ethische Bedenken gegen die neuen Wirtschaftsformen im Sozialbereich, gegen Catering-, Leasing- oder Franchising-Diakonie oder Diakonie-Holdings.

Eigentlich brauchen wir uns wie schon lange nicht mehr: Die Diakonie, die wieder eigenwirtschaftlich handeln muß, und die "Kirche als Sinn- und Werteagentur" (eine eingeführte, gleichwohl greuliche Begrifflichkeit!). Denn ob und wie Markt- und Leistungslogik, Wirtschafts- und Betriebsethik und christliche Sozialethik zueinander kommen können, ist umstritten und wäre zu klären:

Manche glauben, beide Systeme seien gänzlich inkompatibel (W.Eucken: "Der Markt hat keine Moral"), oder die Marktlogik ordne sich buchstäblich alles unter, verwandle es im Kern (Christopher Lasch: der Markt "verwandelt Nachrichten in Unterhaltung, Gelehrtentum in Karrierismus, Sozialarbeit in organisierte Verwaltung der Armut").

Nach Alfred Jäger sind im reinen "Marktprinzip... immanent auch zahlreiche Tendenzen der Selbstzerstörung enthalten, von anderen Folgeschäden erst einmal nicht zu reden". Er warnt vor einer "billigen Verbrüderung".

Eine fast mythisch anmutende Bedrohung sieht Gronemeyer durch Arrangements zwischen Theologie und Ökonomie, die er mit Rotkäppchens Plausch mit dem Wolf vergleicht und für eine Gefahr für die ganze Gesellschaft hält - und dann in großer Schärfe: die Diakonie werde gegenwärtig so modern, "daß sich die Kirchen längst fragen müßten, was sie mit diesen Dienstleistungshändlern noch zu tun haben".

Hartwig Drude hingegen ist der Auffassung, daß es ein Fehlschluß sei, leistungsethische Prinzipien deswegen in Frage zu stellen, weil man im sozialen Feld mit leistungsgeminderten Menschen zu tun habe; vielmehr habe sich die effizienzfeindliche subsidiäre Sozialarbeit gegen die Ziele der Arbeit selbst gewandt und die formal beanspruchte sozialanwaltliche Rolle beschädigt. Effizienz wird hier nachgerade zu einem "Kriterium verantwortungsbewußt hergestellter Leistung", speziell in sozialen Leistungsfeldern.

Manche Autoren glauben an ein mögliches Miteinander beider Ethiksysteme, an Interessenausgleich (pragmatisch z.B. Egbert Kahle: Mitarbeiter in der Diakonie "müssen die Effizienzfrage nicht als Bedrohung ansehen, sondern müssen das als eine Sicherungsfrage ansehen"),

an mögliche Schnittstellen oder paradoxe Aufeinanderbezogenheit: in Adaption von Arthur Rich glaubt Alfred Jäger an das *Beieinanderseinkönnen* von ökonomischer Sachgemäßheit und "Menschengerechtigkeit" - wobei A.Rich ein ethisch gebändigtes marktwirtschaftliches System für das am ehesten verantwortbare hält; demnach brauche der Markt Ethik als Gegenmacht, als Eindämmung. Die Praxis wirft die Frage auf, ob sich der Markt das gefallen läßt.

Wenn wir das Gespräch darüber, was evangelische Diakonie sein soll, jetzt nicht führen, dann hat sich die neue Marktdiakonie soweit auf den Weg gemacht, daß der ethische Diskurs sie gar nicht mehr einholen kann.

3. Brauchen wir uns noch: Diakonie und Staat?

Vor dem Einsetzen sozialpolitischer Entwicklungen, vor dem Sozialstaat war Diakonie sowohl wirtschaftlicher als auch gemeindlicher als in diesem Jahrhundert. Es gab z.B. den Typus des christlichen Unternehmers, es gab genossenschaftliche Finanzierungsmodelle, es gab die volle Finanzierung diakonischer Aktivitäten in Gemeinden, durch christliche Vereine z.B..

Durch den Sozialstaat deutscher Prägung wurde eine eigenwirtschaftliche Diakonie verzichtbar (sie empfing öffentliche Mittel und verwandelte sie in gute Taten), und der gemeindlichen Diakonie wurde die solidarische Grundlage entzogen (ich mußte in einem wohlfahrtsstaatlichen System nicht mehr meines Bruders Hüter sein: ich zahle meine Sozialabgaben, durch die ich den Staat instand setze, soziale Arbeit zu tun, direkt oder mittels freier Wohlfahrtspflege).

Die gesellschafts- und sozialpolitische Privilegierung der Verbände der freien Wohlfahrtspflege im subsidiären System brachte es mit sich, daß die Verbände, so auch die Diakonie, bei weitgehender Fremdfinanzierung Ideale und eigene Profile behaupten konnten, gleichzeitig eine professionelle Struktur unterhalten konnten sowie ihre Mitarbeiterschaften nach gesellschaftlichen Spielregeln "sichern" konnten.

Dieses fast symbiotische Verhältnis wurde aus soziologischer Sicht als System eines allseitigen Interessenausgleichs gedeutet. Rolf Zerfaß formulierte: "Mit seiner finanziellen Unterstützung ...bezahlt der Staat ... u.a. die Folgekosten seiner Gesellschafts- und Wirtschaftspolitik. Da die Kirchen auf diese Weise ihren sozialen Besitzstand erweitern, findet ein wirklicher Interessenausgleich statt". So hätten wir uns gebraucht, meint er: zum gegenseitigen Nutzen.

Seit kurzem nun will der Staat bei den Folgekosten seiner Gesellschafts- und Wirtschaftspolitik offensichtlich sparen, sie umschichten. "Markt" wird angesagt und im selben Augenblick reguliert. Eigentlich ist das, was gegenwärtige deutsche Politik produziert, eine Art Planwirtschaft, in der sich konkurrierende Anbieter um dirigistisch verteilte Gelder schlagen sollen.

Im Grunde zeigt uns der Staat damit, daß er uns nicht mehr braucht, nicht mehr so wie zuvor. Politische Repräsentanten werden zumindest nicht müde, dieser Tage immer wieder einmal zu betonen, daß sich nach den ersten Erfahrungen mit der neuen Soziallogik gezeigt habe, daß man auch bei privaten Anbietern Humanität in Konzept und Praxis finde - manchmal mehr als bei den Etablierten. Und nicht wenige Bürgermeister und Landräte drohen unverhohlen mit Partnertausch - bei Nicht-Wohlverhalten kirchlicher Kindergärten oder Sozialstationen.

Diakonie wird in dieser Lage gebraucht, weil/wenn sie nicht das totale Gewinnstreben hat, das die Privaten haben (Setzte sie auf totales Gewinnstreben, brauchte sie ohnehin vielerorts ein anderes Management). Gleichwohl wird die Lage paradox. Der Staat zwingt der Diakonie wirtschaftliche Strukturen auf - zugleich braucht die Gesellschaft Hilfeinrichtungen, die nicht nur gewinnorientiert arbeiten. Unter dem gegenwärtigen Druck arbeiten immer mehr diakonische Träger immer stärker gewinnorientiert. Je marktförmiger wir werden, je vergesellschafteter, desto weniger braucht uns die Gesellschaft noch, desto aus-tauschbarer werden wir. Je besser wir mit anderen konkurrieren können, desto überflüssiger werden wir gesellschaftlich.

Neben der Ökonomisierung der sozialen Arbeit findet parallel eine neue Laisierung statt, überall entstehen Solidarnetzwerke, soziale Tauschbörsen, Nachbarschaftsagenturen. Oder auch private Hospiz-Initiativen. Diese kleinen Bewegungen und Netze zieht es auffälligerweise nicht mehr zu den großen Verbänden. Sie brauchen keine marktförmige Diakonie, denn sie begründen sich ja als Gegenentwurf zur gewinnorientierten Sozialarbeit, eignen sich das Feld sozialen Handelns wieder selber an.

Es könnte sein, daß Kirche und Diakonie diesen zweiten Aspekt des neuen sozialen Handelns versäumen. Weil wir fast nur noch in diakonischen Marktkategorien denken und kaum noch in basisdiakonischen. Weil wir große diakonische Apparate haben, die gesichert werden müssen, für deren Bestandserhaltung wir Verantwortung haben. Weil wir in Kirche und Diakonie gar keine eigentliche Struktur haben, die auf Basisdiakonisches noch ausgerichtet ist, damit angemessen kommunizieren kann. Ich glaube, daß wir gerade so etwas brauchen, um die Diakonie an ihren sozialen Ursprung zurückzubinden.

Brauchen wir uns noch, Diakonie und Staat? Ja, aber in doppelter Weise: als Rechtsträger, die das Absenken

der humanitären Standards in den Einrichtungen nicht einfach weiter mitmachen. Und als offene kirchlich-diakonische Systeme, die sich der selbstorganisierten Menschlichkeit geschwisterlich beigesellen.

Veränderungen verstehen - was über die Diakonie kommt

Referat im Diakonischen Werk Marburg am 18.9.1998

Der soziale Rechtsstaat wurde 1998 50 Jahre alt. Sein Erfinder und Vorformulierer Müller-Armack ist weithin vergessen. Seit etwa 100 Jahren gibt es planvolle staatliche Sozialpolitik. Bismarck wurde 1998 auch dafür gefeiert. Teilweise waren die Feiern durchwachsen: In die Zeit beginnender Sozialpolitik fallen z.B. Einschränkungen des Elternrechts, Streikverbote, Rücknahmen der Versammlungsfreiheit. Die Zeit beginnender Sozialpolitik im letzten Jahrhundert war ein Gemenge aus Fürsorge und Unterdrückung, aus neuer Hilfe und neuer Bevormundung.

Unser soziales Gedächtnis ist ein Problem und hat ein Problem: wenn es sich schon einstellt, träufeln allzu rasch Wermutströpfchen dazu. Fast jeder soziale Fortschritt hatte seinen Preis. Oft haben wir *beides* vergessen: den relativen Fortschritt - und was er kostete.

Die älteren Wurzeln des Sozialen

Vorreformativ war der Tenor überwiegend: Sei dankbar für die Armen - sie geben dir Gelegenheit, gut zu sein. Klassisch bei Augustinus: Die Armen sind die Lastesel für eure Seelen in den Himmel. Füttere deinen Esel! Gemeint war: wenn du den Armen dienst, dienst du dir auch selbst, tust etwas für deiner Seelen Seligkeit in Zeit und Ewigkeit. Barmherzigkeit als Himmelsgeschäft, Seelenkommerz. Den Armen war's recht, fiel doch bei diesem Handel auch einiges für sie ab. Religiöses Helfersyndrom, wie wirs durch Schmidbauers Buch über die hilflosen Helfer als zeitgenössisch säkulare Variante kennengelernt haben. Helfer und Hilfebedürftige brauchen sich gegenseitig, gebrauchen sich.

Luther hielt seinerzeit dagegen: Ich werde durch Gutestun nicht besser. Sonst wäre es Werkgerechtigkeit, ein untauglicher Versuch der Selbstheiligung auf Kosten bedürftiger Menschen. Umgekehrt sei es: "Wo der Glaube ist gerechtfertigt, so folget gewiß Frucht hernach." Ich soll nicht helfen, um vor Gott gerecht dazustehen, sondern wenn ich vor Gott gerechtfertigt bin, kann ich gar nicht anders, als Liebe zu verströmen. Das war die eine reformatorische Linie; die andere: nach Luther soll die Obrigkeit für soziale Gerechtigkeit sorgen. Beide Linien sind ein z.T. unerkannt wirkendes Problem bis heute.

Es gibt ein altes protestantisches Problem der Zuordnung von persönlicher, gemeindlicher und politischer Verantwortung. Den Protestantismus hätte es gar nicht auf Dauer geben können, wenn er sich nicht mit dem Autonomieanspruch deutscher Fürsten gegen die päpstliche und die kaiserliche Zentralgewalten getroffen hätte. Die Freiheit von Rom wurde mit der Abhängigkeit von den Fürsten und Stadtregerungen bezahlt. Wenn sie sich nicht mit der Obrigkeit verbündet hätten, wären die deutschen Reformatoren auf den Scheiterhaufen der Inquisition verbrannt wie ihre Vorgänger. Staatskirchliches Denken, das Bündnis von Thron und Altar: unser Erbe; der Spagat, bis heute unser Problem: daß wir nach dem Staat rufen, uns damit von ihm abhängig machen, gleichzeitig die persönliche Gewissensbildung vorantreiben und Schwierigkeiten haben, sich in der Spannung zwischen beidem zurechtzufinden.

Zur anderen protestantischen Linie. Werkgerecht und damit unlauter war alles Helfen, dem nicht erst die eigene Wandlung vorausging, die Erfahrung, von Gottes Gnade zu leben. Offenbar war die-ser Glaube von Anfang an schwer zu vermitteln. Viele Protestanten müssen gedacht haben: wenn ich durch Gutestun nicht besser werden kann, warum sollte ich dann überhaupt allzu viel Gutes tun? Angelsächsische Protestanten, die traditionell nicht soviel Schwierigkeiten mit Restkatholizismen hatten, also auch nicht mit werkgerechten Motiven, frommen Eigenanteilen, warfen den deutschen Lutherischen vor: aus lauter Angst davor, daß eure Motive doch nicht ganz gut und selbstlos sein könnten, tut ihr wohl vorsichtshalber fast gar keine guten Werke mehr. Und so kamen tatsächlich die Anstöße für die neuzeitliche evangelische Diakonie zu einem großen Teil aus der angelsächsisch geprägten Erweckungsbewegung. Der reformatorische Glaube bedurfte selbst neuerlicher sozialer Reformanstöße aus einer theologisch verdächtigen Ecke. Die erwecklichen Anfänge der Diakonie im letzten Jahrhundert waren und sind der reinen Lehre durchaus suspekt. Daß Diakonie quasi nebenkirchlich läuft, ist kein Zufall. Es ist der Verbandsprotestantismus an den kirchlichen Rändern, der die neuzeitliche Diakoniegeschichte trägt.

Und da ist noch eine moderne Problemvariante; die drei großen kirchensoziologischen Erhebungen der letzten Jahrzehnte zeigten: die evangelischen Kirchenmitglieder fragen nicht so sehr "Was ist die Kirche?" als vielmehr "Was leistet die Kirche?" Die aus dem Protest gegen die Leistungsreligion entstandene Kirche der

Reformation muß sich mehr und mehr durch Leistung, gerade auch im sozialen Feld, rechtfertigen. Das geht eigentlich ans Selbstverständnis.

Mit vier anderen Soziallinien, die aus dem Spätmittelalter kommen, haben wir heute noch zu tun, sie haben unsere helfende Rationalität stark geprägt: die großen mittelalterlichen Städte knüpften in vielem an reformatorisches Gedankengut an, emanzipierten sich aber auch früh von reformatorischen Sozialtraditionen. Es entstand hier - erstmals in Europa - ein säkulares Gemeinwesen-Gefühl. "Objekt der Fürsorge wurden nur noch die eigenen, die städtischen Armen, die sich durch entsprechende Ausweise kenntlich machen mußten; das Hospital- und Armenwesen wurde wie andere städtische Einrichtungen durchgeplant und effektiviert, und die Armen wurden im Sinne bürgerlicher Vorstellungen zu erziehen, umzuformen, auf den rechten Weg zu bringen versucht" (B.Schneidmüller). Helfen wurde zum In-die-Reihe-Bringen, wurde zu einer bestimmten Form der Einpassung und der auch durchaus gewaltsamen Einfügung in die allgemeine Zucht und Ordnung. Die vielen Armen und Pflegebedürftigen wurden nicht mehr als Herausforderung an unser Potential an Mitmenschlichkeit angesehen, sondern als Bedrohung des Gemeinwesens. Helfen und Bestrafen rückten nahe zusammen.

Es setzten damals schon vier Entwicklungen ein, die fortan neben den christlichen Vorstellungen herliefen, sie z.T. in den Hintergrund drängten oder sich mit ihnen vermischten:

- die Kommunalisierung der Hilfe,
- die Rationalisierung, die vieles am seitherigen Helfen als Sentimentalität abtat,
- die Bürokratisierung, die die Hilfebedürftigen erfaßte und ordnete,
- und die Pädagogisierung des Helfens.

Es traten Programme zwischen Gefühl und Mensch, zwischen Wahrnehmung und Handeln. Von der Spannung aus diesen neuen Prinzipien und den einfachen Zuwendungsformen der Menschenliebe haben sich Hilfsklima und Helfermentalität bis heute nicht befreit.

"Erfolgsmodelle"

Im letzten Jahrhundert entstanden zwei bedeutende gemeindediakonische Formen: es sind die gesellschaftlich erfolgreichsten evangelischen Modelle überhaupt, Kindergarten und Gemeindecrankenpflege.

Bis ins 18. Jahrhundert hinein waren Heilkunst und Glaube, Medizin und Christentum, noch gemeinsam gegangen. Körper, Seele und Geist sollte in einem geholfen werden. Dann kam es zu einem großen Bruch. Die Medizin schwenkte zur wissenschaftlichen Rationalität über, und die Theologie besann sich dementsprechend wieder auf ihr scheinbar Eigentliches, das Geistliche. Beide blieben fortan dem *ganzen* Menschen einiges schuldig.

Die Diakonissen waren Grenzgängerinnen zwischen den ca. 100 Jahre zuvor zerbrochenen großen Hilfesystemen Medizin und Religion. Der ungeheure Erfolg des Diakonissenmodells im 19. Jh. erklärt sich u.a. daraus, daß die Diakonissen an der Nahtstelle beider Systeme tätig waren und ihren Zerbruch heilten. Sie pflegten und beteten. Sinn und Funktion fanden wieder zusammen. Helfende Rationalität und Spiritualität.

Die Sache mit Sinn und Funktion ist m.E. nicht erledigt. Es gibt unzählige Bruchstellen in unseren Systemen. Am stärksten sinnbedürftig sind Menschen nach wie vor, wenn sie an den Apparaten hängen, hilfetechnisch verdinglicht werden. Hier könnte intentional eine Zukunftsaufgabe liegen. Es wäre Zeit: denn an den therapeutischen Rändern von heute ist alles hochgradig religiös aufgeheizt, und an den religiösen Rändern blüht die therapeutische Attitüde. Der Bedarf ist groß, aber die Märkte sind z.T. schon verteilt an andere Unternehmen, die helfende Rationalität und Spiritualität auf ihre Weise wieder zusammenbringen, besser als wir, deren Metier es einmal war.

Der Kindergarten war - wie der Schrebergarten für die Arbeiterschaft in der Zeit der industriellen Revolution - tatsächlich der ins Chaos gesetzte Garten, eine Oase, eine Insel, ein Herausholen aus bedrückenden Verhältnissen, eine Zwischenwelt: die Kinder sollten nicht mehr ganz nur ihren Eltern gehören, aber auch noch nicht völlig vergesellschaftet, z.B. verschult sein; Kindergartenzeit: eine Zeit der milden Sozialisation zwischen Privatheit und Gesellschaftsfähigkeit, eine kinderdiakonische Statuspassage. In ihr wurde vermittelt zwischen elterlichen Erwartungen, kindlichen Entwicklungsmöglichkeiten, religiösen Deutungsmustern und gesellschaftlichen Anforderungen. Bei allem, was seitdem über Vorschulerziehung geschrieben wurde: vielleicht ist das wichtigste daran nach wie vor die Schaffung von Inseln, Zwischenwelten "zwischen Wildnis und Zivilisation" (H.-P.Duerr).

Gemeindecrankenpflege und Kindergarten waren in einem strukturellen "Dazwischen" plaziert. Das erklärt m.E. ihren Erfolg. Man könnte in Kirche und Diakonie bis heute daraus lernen.

Industrialisierung und Wohltätigkeit

Klaus Dörner, der Psychiater und Historiker, steuert zum Verstehen dieser Phase neuartiger Privat- und

Vereinswohltätigkeit ein Drei-Segmente-Modell bei.

Im 19. Jahrhundert "wurden Räumlichkeiten geschaffen, die ausschließlich dem Zweck dienten, industriell zu produzieren, zu arbeiten - ein Raum also, in dem man produktiv - nicht aber sozial - sein sollte, um die Produktivität zu vergrößern. Damit solche Einrichtungen (Fabriken, Büros) ihre Produktivität bis heute immer weiter steigern konnten, wurden auf der anderen Seite soziale Institutionen erforderlich. Und so entstanden in den Grundzügen damals schon...diese flächendeckenden Netze von Altenheimen, Pflegeheimen, Waisenhäusern, Kindergärten, Gefängnissen (damals auch zum ersten Mal!), Irrenanstalten, Einrichtungen für Körperbehinderte, für geistig Behinderte, Obdachlosen-Asyle und andere Einrichtungen. Die in diesen Einrichtungen untergebrachten Menschen sollten nicht arbeiten, sondern sozial sein: ernährt werden, gepflegt werden, verwaltet werden, bearbeitet werden, auch erzogen werden - vor allen Dingen aber die anderen, die Produktiven nicht bei der Arbeit stören... Als drittes entwickelte sich neben den Segmenten Arbeit und Soziales das Segment des Privaten, der Familie - jedoch in einem vollständig veränderten Sinn... Familien, die sich zunehmend entlasteten einerseits vom Produzieren, andererseits aber auch von der sozialen Fürsorge..., dagegen höheres Bedürfnis nach Erholung, Rekreation der Arbeitskraft, verstärkte Tendenzen in den Bereich des Psychischen hinein..."

Dörner beschreibt die Entstehung eines grundlegenden Dilemmas. Wenn seine Analyse stimmt - und ich neige dieser Auffassung zu -, dann mußte das soziale Segment nicht nur selbst industrielle Züge tragen, sondern dann mußte überhaupt die moderne Gesellschaft umso sozialer werden, je industrieller sie wurde (denn mit der Ausbreitung der Industrialisierung "wuchs zugleich die Zahl derer, die als störend empfunden wurden"). Schließlich liegt die Vermutung nah, daß mit der heutigen Krise des (wertschöpfenden) Produktionssystems auch dieses Sozialesegment krisenhaft werden muß.

Überall im Land entstanden im letzten Jahrhundert evangelische Hilfsvereine, Vereine der Inneren Mission; evangelische Christen konnten und wollten sich nicht mehr abfinden mit der nahezu undiakonischen Staatskirche, die die sozialen Probleme der Industriearbeiterschaft - natürlich heftig diskutierend - vertändelte. Evangelische Bürger machen die Diakonie zu ihrer Sache. Und die Sache wurde groß. Die Diakonie dieser Zeit war eigenwirtschaftlich und überwiegend laizistisch. Es gab kaum ausgebildete Helferinnen und Helfer (Diakonissen und Diakone waren die Ausnahme), es gab den Typus des christlichen Unternehmers, des reichen Förderers, des christlichen Bürgers, der durch seine Mitgliedsbeiträge - zusammen mit anderen - eine soziale Einrichtung finanzierte.

In der heutigen, vielleicht - wie manche mutmaßen - schon postindustriellen Gesellschaft, in unserer gerade entstehenden Dienstleistungsgesellschaft wird beides wieder propagiert: Eigenwirtschaftlichkeit und Re-Laisierung des Helfens. Das hatten wir also schon einmal. Als soziales Handeln gesinnungsethisch begründet und freiwillig war. Ohne diese evangelische Diakonie wäre das Ansehen der Kirche bei den Arbeitern und den kleinen Leuten ganz zum Teufel gegangen.

Das Vereins- und Verbands-Modell zog Kreise; 50 Jahre nach der Inneren Mission entstand katholischerseits die Caritas; auch ein bedeutender jüdischer Wohlfahrtsverband; und auch die Arbeiterbewegung suchte einen vergleichbaren sozialverband-lichen Zusammenschluß, auch er existiert noch: in Gestalt der Arbeiterwohlfahrt. Freiwilliges soziales Engagement wurde Träger und Ausdruck für Gesinnung. Dieses Engagement war man sich schuldig: als solidarischer Arbeiter, als evangelischer, katholischer oder jüdischer Bürger. Und hatte zuvor die Kritik an den sozialen Verhältnissen immer subversiv geklungen und nach Revolution gerochen, so konnte man jetzt *als Bürger und Arbeiter sozial sein, ohne radikal sein zu müssen*. Die freie Wohlfahrtspflege hat vor-sozialstaatliche Gesinnungswurzeln.

Dieses so geprägte Sozialwesen vor dem Sozialstaat war insofern für die sozialstaatliche Soziallogik relevant, als der werdende deutsche Sozialstaat nicht umhin konnte, an diese Aktivitäten anzuknüpfen bzw. sie einzubeziehen in ein neuartiges wohlfahrtsstaatliches Gesamtsystem. Manche Theoretiker hatten seinerzeit die Befürchtung, es komme so zu einer Klerikalisierung der sozialen Arbeit. Es ist anders gekommen: eher zur Säkularisierung kirchlicher Sozialarbeit.

Sozialpolitik und Solidarausgleich

Und dann setzte Sozialpolitik ein: weil die sozialen Risiken der Industriegesellschaft einfach zu groß waren; viele hatten ja nichts als ihre Arbeitskraft - und die war unter gesundheitsschädigenden Arbeitsbedingungen ständig gefährdet. Sozialpolitik: Aus dem hilfebedürftigen Menschen sollte fortan ein Bürger mit einem Rechtsanspruch auf Hilfe werden - gerade nicht allein auf gesinnungsethische Freiwilligkeit und Zufälligkeit angewiesen. Gesetze zum Arbeitsschutz entstanden, zur Kranken-, Unfall- und Rentenversicherung; aus der kaiserlichen Reichsversicherungsordnung sind heu-te noch Teile gültig. Auf drei Säulen wurde der Sozialstaat errichtet: Versorgung - Versicherung - Fürsorge.

Zentrales sozialstaatliches Regelungsprinzip war der sozialversicherungsrechtliche Solidarausgleich. Arbeiter und Angestellte erarbeiten soziale Transfermittel für sich selbst, für die noch nicht oder nicht mehr Arbeitenden und für Menschen in Not und Armut.

Mit dem modernen Sozialstaat war eine nächste soziallogische Stufe erreicht: *Man war nunmehr sozial, ohne direkt solidarisch sein zu müssen.* Denn die neue Soziallogik bedeutete nicht nur zum einen, daß keiner mehr Bittsteller sein sollte, sondern ein Normal-Bürger in Not mit besagtem Rechtsanspruch auf Hilfe; es bedeutete zum andern: der das System finanzierende Bürger mußte nun nicht mehr seines Bruders Hüter sein; vielmehr setzte er durch seine Abgaben den Staat in stand, angemessen zu helfen. Sozialpolitik ersetzte Solidarität.

Freilich hätte der Staat ohne die vorhandenen sozialen Initiativen der mittlerweile immer zahlreicher gewordenen Hilfeverbände seine sozialen Absichten nie und nimmer auch nur ansatzweise realisieren können. Also mußte ein Prinzip gefunden werden, durch das die freien Initiativen, die auf privater und christlicher Grundlage entstanden waren, also auf der Basis freiwilliger Verpflichtung zur Hilfe, verbunden werden konnten mit dem Staat und seiner sozialen Leistungsgarantie. Einerseits sollte das private und kirchliche Engagement nicht erstickt werden durch staatliche Reglementierungen, durch Behördenbürokratie, andererseits mußte durch den Staat z.B. dafür gesorgt werden, daß die Hilfen vergleichbar sind - gewisse Standards sollten sein; und es mußte staatlicherseits gewährleistet werden, daß auch dort geholfen wurde, wo sich aus Bürgerschaft und Arbeiterschaft, aus Kirchen und Freikirchen vielleicht keine Hilfsvereine o.ä. gebildet hatten.

Als es also darum ging, wie das Miteinander und das Zusammenspiel von privater und öffentlicher Wohlfahrtspflege ausgestaltet werden sollte, hatte die evangelische Innere Mission kein Gestaltungsprinzip zur Verfügung, das ebenso theologisch wie politisch tragfähig war. Damals brachten die katholische Zentrumspartei und die Caritas ihr Subsidiaritätsprinzip politisch äußerst erfolgreich ins Gespräch und setzten es sozialrechtlich partiell durch. Bis vor kurzem waren die meisten Arbeitsfelder und Arbeitsplätze in der freien Wohlfahrtspflege Abkömmlinge dieses Prinzips katholischer Sozialethik.

Alle Wohlfahrtsverbände profitierten davon. Das subsidiäre Prinzip kommt in der Fürsorgepflichtverordnung von 1924 erstmals vor, wurde von den Nazis abgeschafft und in Adenauers letzter Legislaturperiode wieder eingeführt: 1961 in BSHG und JWG; in beiden Gesetzen kommt der Begriff Subsidiarität zwar nicht vor, aber es gab dort die bewußten Sätze wie z.B. diesen: "Wird die Hilfe im Einzelfall durch die freie Wohlfahrtspflege gewährleistet, sollen die Träger der Sozialhilfe von der Durchführung eigener Maßnahmen absehen...." [§ 10, 4 BSHG] u.ä.). De facto besiegelte es die Privilegierung der freien Wohlfahrtspflege, ihren Vorrang in bestimmten Feldern des Sozialhilferechts.

Die spezifische Handhabung des subsidiären Prinzips kaschierte die einfache Struktur: die einen bezahlen, die anderen nehmen. Die subsidiär angelegte Hilfe schuf ein Dazwischen, etwas zwischen Hilfebedürftigem und Staat, zwischen der Kleinheit des Hilfeempfangenden und der Totalität des Hilfe gewährenden Gesellschaftsganzen. Die freie Wohlfahrtspflege und die zahllosen anderen Sozialinitiativen, die weitgehend öffentlich finanziert wurden und werden, wirkten als sozialräumliche Scharniere. Hilfe war stellvertretend sozial vermittelt. Im Grunde betrieben und betreiben die Verbände der freien Wohlfahrtspflege, so auch die Diakonie, Sozialpflichtigkeitsstellvertretung.

Die Verbände wickelten fortan für die Hilfeempfänger Geschäfte ab, verwandelten staatliche Pflichtausgaben (die sie mit der öffentlichen Hand aushandelten und dann von ihr empfangen) in gute Taten, vermittelten sie sozial. Die Geschäftsrisiken waren für alle Beteiligten relativ klein, zumindest überschaubar, aber durch die "ordentliche" Struktur der Verbände nicht eben billig (die Diakonie bezahlt ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter entsprechend dem Bundesangestellten-Tarifvertrag und legt für die Arbeit die stabilen, aber nicht eben preiswerten Konditionen des öffentlichen Dienstrechts zugrunde).

Diese gesellschafts- und sozialpolitische Privilegierung der Verbände der freien Wohlfahrtspflege und der kirchlichen Sozialarbeit brachte es mit sich, *daß die Verbände 1. die Ideale ihrer vorsozialstaatlichen Geschichte geltend machen konnten und 2. gleichzeitig eine professionelle Struktur unterhalten konnten sowie 3. ihre Mitarbeiterschaften nach gesellschaftlichen Spielregeln "sichern" konnten.* Ein fast idealer Zustand.

Sozialstaatskrise

Dieses Modell wurde krisenhaft. Sichtbar. Intern hatte es schon länger Probleme gegeben, die aber nicht so arg ernstgenommen wurden; Diskussionen etwa darüber, ob man in der Diakonie nicht ständig über seine Verhältnisse lebe, seine religiösen Wurzeln selbst ausreiße durch Anpassung an bestimmte Standards und Methoden, die nicht unbedingt theologisch begründbar schienen. Grundfragen blieben unbeantwortet, z.B. die:

Gibt es eigentlich so etwas wie evangelische Sozialarbeit - oder gibt es nur evangelische Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen? Tun wir vieles nicht einfach nur deswegen, weil es bezahlt wird? Usw.

Die Finanzierungskrise des Sozialsystems ließ vieles mitaufbrechen. Die Logik der o.g. drei Säulen des deutschen sozialen Sicherungssystems beruht - seit ca. 100 Jahren - auf wirtschaftlichem Wachstum und einigermaßen ausgewogenem Generationenvertrag. Die Finanzierung von Sozialleistungen und größtenteils die Inanspruchnahme von sozialen Leistungen sind an Ansprüche aus Erwerbstätigkeit gebunden: vor allem Kranken-, Renten- und Arbeitslosenversicherung. Bei andauernder Massenerwerbslosigkeit kommt das System zwangsläufig an seine Grenzen.

Doch nicht nur die *industriologische* Koppelung an Erwerbstätigkeit führt in unlösbare Lagen, sondern auch die generative Solidarlogik: die gegenwärtig Erwerbstätigen müssen soziale Transfermittel für mindestens drei nicht-erwerbstätige Generationen verdienen und bereitstellen, unter Einbeziehung von sich selbst Mittel zur sozialen Sicherung von 4 Generationen - angesichts der Zunahme von Urgroßeltern bzw. Urenkeln mit deutlichem Zug zum Fünf-Generationen-Vertrag.

Wie es gegenwärtig aussieht, nähern sich auch die Belastungen der Wirtschaft durch Beiträge zur sozialen Sicherung immer offensichtlicheren Grenzen: das Sozialbudget wurde vor Einführung der Pflegeversicherung bereits zu 36% aus Sozialbeiträgen der Arbeitgeber für ihre Arbeitnehmer finanziert, wobei auch die systemimmanente Unausgewogenheit mehr und mehr zum Problem wird (Uwe Schwarzer: "Kleinere, personalintensivere, meist handwerkliche Betriebe sind im Verhältnis zu hochautomatisierten Großbetrieben stark benachteiligt").

Ein großes Problem entsteht durch die Entgrenzung der Unternehmensstrukturen: ein globaler Vorgang. Auch die Globalisierung der Wirtschaft gefährdet nationale soziale Systeme.

Ich will dies an einem amerikanischen Beispiel veranschaulichen. General Motors verkauft in den USA sein Pontiac-Modell für 10.000 Dollar. Davon gehen 3.000 Dollar für Montagearbeiten nach Korea und 1.500 nach Japan. Für ein Motorenwerk in Deutschland fallen 750 Dollar ab, weitere 400 gehen an Zulieferer in Taiwan und Singapur und je 50 nach Irland und Barbados. Die Werbekampagne wird in Frankreich entwickelt und beläuft sich umgerechnet auf 300 Dollar pro Wagen. In den USA verbleiben gerade einmal 4.000 Dollar, von denen 2.000 an Aktionäre gezahlt werden. Die Hälfte der Aktionäre wohnt freilich nicht in den USA. Für das nationale Sozialsystem fällt so gut wie nichts mehr ab. Es gibt immer mehr deutsche Firmen, bei denen sich der Kapitalfluß und die Auslandsvergabepolitik ähnlich entwickeln.

Unsere sozialen Sicherungssysteme stammen aus Zeiten, in denen derlei undenkbar gewesen wäre, entspringen einer nationalen sozialen Logik aufgrund nationaler Leistungsfähigkeit. Durch die moderne Informationstechnik hat dieser Trend dammbrechartige Weiterentwicklungen erfahren: immer mehr Arbeitsplätze können internationalisiert werden, immer mehr Dienstleistungen werden durch Datenübertragungssysteme abgewickelt.

Ein selten formulierter Grund für unsere Sozialstaatskrise ist die Tatsache, daß wir uns eigentlich diesen Staat gar nicht mehr leisten können, daß die Staatswirtschaft zu teuer geworden ist. Die sog. Staatsquote war 1996 inflationsbereinigt auf 53% angestiegen. Das heißt, die Bürger, die noch zahlen müssen, werden heutzutage durch direkte und indirekte Steuern und Abgabepflichten etwa 10x so stark abgezockt wie in den 50er und 60er Jahren. "Dies ist aber noch nicht alles: Da die exorbitanten Steuern und Sozialabgaben zur Deckung der öffentlichen Bedürfnisse nicht ausreichen, wurden in Bund, Ländern und Gemeinden Schulden gemacht, deren Gesamtbetrag inzwischen über 2.200 Milliarden DM liegt" (Nikolaus Pechtold). Auch die dafür anfallenden Wahnsinnszinsen müssen wir und unsere Kinder abzahlen. Aus diesem Dilemma sieht zur Zeit eigentlich keiner einen Ausweg.

Als Sparmaßnahme fiel der Kohl-Regierung eine Deregulierung ein: eine allgemeine Reduzierung staatlicher Subventionen und stattdessen die Aktivierung von Marktkräften und Wettbewerbselementen (und von Eigeninitiative!) im Sozialbereich: Im Krankenhausbereich, bei der gesetzlichen Krankenversicherung, bei der Pflegeversicherung und vor allem in den neuen §§ 93 und 94 BSHG.

Die Veränderung

bestand

a) in der stufenweisen Einführung der Pflegeversicherung (mit privatisierenden, deregulierenden u.ä. Elementen; Privatisierungselemente stecken etwa im neuen Pflegeversicherungsrecht, und zwar auf beiden Seiten, bei Anbietern wie Abnehmern; es gab und gibt Auftrieb für private Anbieter, und andererseits soll die Familie entscheiden können, wieviel sie an Pflege hinzukaufft; in gewisser Weise wird Pflege auch zum Teil des Familieneinkommens),

b) in der Aufgabe des Selbstkostendeckungsprinzips im Sozialhilferecht bei

c) gleichzeitiger Öffnung des Anbietermarktes.

Nun hatte sich die freie Wohlfahrtspflege ja auch in ihren Organisations- und Verwaltungsstrukturen dem staatlichen Ämterwesen angepaßt. Und während der Staat seine ineffektiven und teuren Strukturen beibehält, verordnete er der Wohlfahrtspflege Kostenmanagement und Strukturen, wie sie aus der Wirtschaftswelt geläufig sind.

Ein anderes Manko, das plötzlich über weite Teile der Diakonie kam: in der Regel handelte es sich bei diakonischen Einrichtungen um gemeinnützige eingetragene Vereine; Gemeinnützigkeit bedeutete zum einen steuerrechtliche Vergünstigungen, zum andern aber ein faktisches Verbot der Eigenkapitalbildung (zumindest war die Gewinnerwirtschaftung stark beschränkt). Nach der neuen Marktlogik muß man Kapital und Rücklagen bilden. Wer bislang anständig gemeinnützig war, steht jetzt ganz schön dumm da. Die neue Soziallogik bevorteilt neue Anbieter.

Das Soziale soll umfassend etwas Geschäftsmäßiges werden, etwas Kommerzielles. Die wirtschaftliche Marktlogik hat die letzte Bastion gestürmt. Das war nicht schwer, denn die Tore waren politisch weit aufgestoßen. Von Bonn wie von Brüssel her. Nach einem Urteil des Europäischen Gerichtshofes fallen ja auch Tätigkeiten von Religionsgemeinschaften, wenn sie Dienstleistungscharakter haben, unter die Marktgesetze. Ein einheitlicher europäischer Sozialraum ist zwar noch nicht da, aber die Träger der freien Wohlfahrtspflege und kirchlicher Sozialarbeit kommen künftig wohl nicht umhin, der Qualitätsstrukturierung des europäischen Marktes durch die DIN EN ISO 9000ff. entsprechen zu müssen und sich vermehrt gegeneinander und gegen ausländische Anbieter in Konkurrenz behaupten zu müssen. Denn das Freizügigkeitsgebot wird Sozialanbieter auf Dauer nicht ausschließen.

Die neue Soziallogik, die sich derzeit einbürgert bzw. die aufgezwungen wird, kommt in Gestalt von *Service- und Dienstleistungslogik* (dabei ist die Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland zu einer Dienstleistungsgesellschaft ein struktur-logisch durchaus riskantes Experiment - als Antwort auf die Krise des *wertschöpfenden* Industriesystems, mit dem das Dienstleistungssystem die Ökonomie teilt). Sie hat das Helfen gründlich zu verändern begonnen. Aus Anbietern werden Markt-Konkurrenten, und aus Klienten werden Kunden. Die Leistungsempfänger wählen aus, von welchem Service-Unternehmen sie "bedient" werden möchten, und die Unternehmen kämpfen in wirtschaftsüblicher Manier um Marktanteile.

Serviceunternehmen auf dem Sozialmarkt sind z.T. personell und zeitlich flexibler als die herkömmlichen Hilfemodelle der altbekannten Wohlfahrtspflege, d.h., die Unternehmen sind nicht an die Maßgaben des Öffentlichen Dienstes oder kirchlichen Dienstrechts gebunden (und bis vor kurzem galt die angemessene soziale Sicherung der in Sozialberufen Tätigen noch als soziale Errungenschaft). Dienstleistungslogik bedeutet gegenüber der alten Soziallogik strukturell also einen doppelten Zerbruch: einen in der Träger-Mitarbeiter-Beziehung (diese Beziehung wird nach wirtschaftlichen Erfordernissen "flexibilisiert"; bislang war die gegenseitige Treuebeziehung fundamental) und ein Zerbrechen von Helfen in einzelne Handlungen, die abgerechnet werden, und ggf. in verschiedene Agenturen, die abrechnen. Wie in der Entwicklung der häuslichen Krankenpflege z.T. vorabgebildet.

M.Kreplin definierte im Deutschen Pfarrerblatt:

"Eine Dienstleistung ist eine abgrenzbare Handlung zugunsten eines Kunden. In der Marktwirtschaft ist das Verkaufen der Dienstleistung das Ziel. Um am Dienstleistungsmarkt bestehen zu können, muß die Qualität der Dienstleistung und ihr Preis in einem angemessenen Verhältnis stehen. - Häufig umfaßt der Verkauf von Dienstleistungen auch die Pflege der Beziehung zum Kunden. Die Beziehung zum Kunden wird allerdings nur gepflegt, um den Verkaufserfolg zu steigern."

Die Grenzen diakonischer Verwendbarkeit des Dienstleistungsbegriffs sind unabweisbar: Eine Kirche, die nur noch Dienstleistungen anböte, würde sich erübrigen. Eine Kirche, die sich diesem Konzept völlig verweigert, könnte nur aussteigen aus dem Markt - oder müßte einen eigenen aufbauen und finanzieren. Erschreckend deutlich wird auch: das neue semantische Universum der Dienstleistungsbegrifflichkeit hat in kürzester Zeit die Wirklichkeit des sozialen Handlungsfeldes (und sogar kirchlicher "Überlebensstrategien") überwölbt. Die Benutzung von Marktsemantik bedeutet keine Fortschrittlichkeit, sondern die Anpassung an ein Denk- und Handlungsmodell, das Menschen "freisetzt", zahllose Opfer forderte und fordert - deren sich dann Kirche und Diakonie wieder helfend annehmen. Christen werden also u.a. auch zu einer alternativen Sprache finden müssen, in der die Dienstleistungsprämissen humanisiert und theologisch modifiziert und ergänzt werden.

Rasch haben sich viele der großen Einrichtungen der Diakonie auf die neuen Maßgaben eingestellt. Um, wie zu hören ist, nicht in Marktrückstand zu geraten. Es gibt fast keine aus dem Unternehmensbereich bekannte Form, die nicht schon Einzug in die Diakonie gehalten hätte: aus diakonischen Einrichtungen werden Holdings mit Aufsichtsräten, dafür werden alte Rechtsformen geändert; es gibt Leasing- und Catering-Diakonie, Scheinselbständige uam. Diakonische Gesellschaften bieten sich Investoren, die auf dem sozialen Markt Geld

machen wollen, als Betreiber an. Diakonische Rechtsträger bedienen sich diverser Beschäftigungsgesellschaften und beziehen von dort untertariflich arbeitendes Personal, unterlaufen so "legal" kirchlich-diakonisches Arbeitsrecht. Usw. Über diverse ethische Fragwürdigkeiten, die mit dem Einzug dieser Konzepte in Kirche und Diakonie verbunden sind, wird noch wenig geredet in kirchlicher und diakonischer Öffentlichkeit, und Leitungsgremien betonen eisern die Wertneutralität wirtschafts- und marktkonformer Strukturen. Die zweifellos bestehende und verstehbare Krise der seitherigen Sozialstaatlichkeit wurde zum Anlaß weitreichender struktureller Veränderungen, die die Substanz der Diakonie berühren. Daß die zur Zeit legitimatorisch vielbeschworene Wirtschaftsethik fast nirgendwo funktioniert, so gut wie nirgendwo praktisch angewendet wird, müßte nachdenklich machen.

Unterschiedliche diakonische Arbeitsfelder und unterschiedliche Organisations- und Trägerstrukturen der Diakonie sind von der soziallogischen Trendwende unterschiedlich betroffen:

- in der Pflege z.B. durch die Installation klar privatgewerblicher Kategorien; in anderen Feldern z.B. dadurch, daß die Zuwendungen der Kommunen auf Leistungsverträge mit Budgets umgestellt werden (der Deal: eine gewisse Sicherheit auf Zeit gegen Leistungserhöhung, z.B. durch Erhöhung von Gruppengrößen, Bereitschaft zu Selbstevaluation, Leistungsdarstellung/-kontrolle, Kostenrechnung usw.). Präventive Arbeit dürfte künftig in Mitleidenschaft gezogen werden.
- Zu den Verlierern gehören momentan die Diakonischen Werke als Dachverbände. Da Querschnittsfunktionen der Diak.Werke zunehmend entfallen, wird deren Gewicht innerverbandlich, damit aber auch gesellschaftspolitisch geschwächt; die großen Mitgliedseinrichtungen verhandeln direkt und kommen schneller ans Geld, als ihr Diakonisches Werk denken kann.

Insgesamt geht der Trend in zwei Richtungen. Im Augenblick grassiert einerseits eine wirtschaftlicher werdende und unter diesem Aspekt stärker kontrollierte soziale Arbeit; andererseits sprießen laizistische soziale Netzwerke und ähnliche Unternehmungen aus dem Boden. Beides Reaktionen auf die Sozialstaatskrise. Und beide werden sie vertiefen: weil die Geldgeber sich bestätigt sehen werden in ihrer Sicht "Es geht doch auch so".

Vielleicht gibt es auch Positives in alldem. Im Aushandlungsprinzip steckt ja auch etwas von Selbstbestimmung des Hilfeempfängers. Oder vielleicht ist die Nötigung, einige Begriffe zu klären, angebracht: was heißt Humanität, was heißt Nächstenliebe beim Füttern oder Windeln? Und eigentlich dürfte uns die Auflage der Kundenorientierung nicht schrecken. Eher vielleicht der Begriff als die Sache. Ob die Ersparnisse, so sie überhaupt dauerhaft eintreten, den Umbau und Abbau wert waren, muß sich allerdings noch zeigen. Ich habe Zweifel. Aufsichtsrate sind teuer. Der ganze Controlling- und Verwaltungsaufwand bei der Pflege auch.

Kirche und Diakonie stehen vor einer ethischen Herausforderung. Wie man Effizienz und Ethik künftig zusammenbringt, muß definiert werden. Und bis wohin man noch mitspielt, ab wann man sich verweigern müßte.

Was haben Kirche und Diakonie Jugendlichen / jungen Erwachsenen heute (noch?) zu bieten?

Referat bei der Jahrestagung "Zivildienst" des Diakonischen Werks der EKD am 8. Mai 1996 in Burg Bodenstein/Eichsfeld

Volker Faust schreibt in seinem Drogen-Buch über das Raucher-Ritual: "Das Raucher-Ritual ist eine große Macht. Man unterbricht die Arbeit, holt ein Päckchen hervor, zieht eine schneeweiße Zigarette heraus und steckt sie mit Streichholz oder Feuerzeug an. Man nähert sein Gesicht dem Schein und der Wärme der Flamme, tut den ersten Zug. Das alles bedeutet Pause, Sekunden der Entspannung und des LoslöSENS, man entfacht ein kleines Feuer, sein Herdfeuer, in dessen Nähe man sich geborgen und frei fühlt.

Feuer und Rauch sind Urerlebnisse des Menschen, wie es sich im Feueropfer der Altzeit, der Friedenspfeife der amerikanischen Ureinwohner, den Räucherstäbchen asiatischer Völker zeigt. Die ganze Gefühlswelt, die dadurch mobilisiert werden kann, läßt sich durch die Zigarette täglich und fast beliebig wiederholen.

Rauchen ist aber auch Gemeinschaft. Man lebt in einer Gesellschaft von Rauchern, raucht mit anderen zusammen, bildet eine handlungskonforme Gruppe. Das kann das Gefühl von Geborgenheit und Schutz vermitteln... In der Tiefenpsychologie wird Rauchen auch als Ersatzhandlung für unausgelebte aggressive Tendenzen gegen die Umwelt oder gegen sich selbst interpretiert, wobei dem 'Beißen' an der Pfeife, dem 'Abtöten' einer Zigarette oder dem 'Wegwerfen' des Stummels eine symbolische Bedeutung zukommen soll..."

Manchen jungen Leuten muß es so vorkommen, als kämen sie an einen Ort des archaischen Rauchopfers, wenn sie zum ersten Mal in Bereitschaftsräume oder Besprechungszimmer helfender Institutionen kommen. Vor allem für bis dahin nicht-rauchende junge Menschen ein nachhaltiger Eindruck! Ich habe nirgendwo stärker verqualmte Räumlichkeiten kennengelernt als jene Räume der Diakonie, in denen man auf Einsätze wartete oder dienstliche Übergaben vornahm. Wenn an der tiefenpsychologischen Deutung etwas dran ist - Rauchen als Ersatzhandlung für unausgelebte aggressive Tendenzen -, dann geraten hier junge Leute im FSJ oder im Zivildienst in Räume, in denen gehörige Probleme in der Luft liegen.

Mit diesem gewiß kleinen Schlaglicht wollte ich anfangen: wir haben mancherorts Gemeinschaft in Gestalt des großen Gruppenrauchens zu bieten - wohl auch um zu signalisieren, daß mir bei dem Thema, das Sie mir stellten, grundsätzlich etwas mulmig wird.

Was ich über die jungen Leute auf Zeit in Kirche und Diakonie weiß, habe ich aus folgenden Quellen:

- Fast alle jungen Männer, die an meiner Fachhochschule studieren, haben den Zivildienst hinter sich, die meisten in Kirche und Diakonie; und sie erzählen darüber. Nur ein Student ist mir begegnet, der von der Bundeswehr kam - und seine Kommilitoninnen und Kommilitonen ließen ihn das die ganze Zeit über spüren. Auch sozialarbeiterische Milieus kennen Strafen für Verstöße gegen die Rechtgläubigkeit.
- Viele meiner Studentinnen haben ein FSJ hinter sich. Wir sind eine kleine Hochschule, müssen immer die weitaus meisten Bewerbungen abweisen. In unserem NC-Punktsystem wird ein FSJ gut bewertet, deswegen haben wir vergleichsweise viele Absolventinnen des FSJ bei uns; und sie erzählen darüber.
- Wir begleiten unsere Studentinnen und Studenten im Berufsanerkennungsjahr und lesen ihre Erfahrungsberichte und sprechen mit ihnen darüber bei der abschließenden Zweiten Prüfung. Viele haben ihr Jahrespraktikum in Kirche und Diakonie. Von daher erfahre ich authentisch, was ihnen dort geboten wurde.
- Ich habe 12 Jahre im Diakonischen Werk gearbeitet, davon 4 Jahre in der Stuttgarter Hauptgeschäftsstelle und 8 Jahre als Geschäftsführer in einem gliedkirchlich-diakonischen Werk; dabei habe ich diejenigen kennengelernt, die für den Einsatz der jungen Leute auf Zeit in Kirche und Diakonie verantwortlich waren: die alten Cracks, die oft bewundernswerten Haudegen des Sozialen Friedensdienstes, die wie die Helden germanischer Göttersagen unentwegt und heldenhaft gegen den Niedergang ihrer Welt, ihrer Bedeutungs-Welt, ankämpfen und dabei Wallhall näherrücken fühlen: das ist zwar eine Ruhmeshalle, aber irgendwie wird man dort auch abgestellt. Generell hatten alle diejenigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die die Rechtsträger und Einsatzstellen in immer neuen Anläufen von der Notwendigkeit einer anständigen Einweisung und Begleitung von ZDLs und FSJlern überzeugen wollten, meine Bewunderung und meine Anteilnahme. In meiner Wahrnehmung feierte der alte Sisyphus ständig fröhliche Urstände: Sie merken schon, für mich sind die Felder des Einsatzes junger Leute auf Zeit in Kirche und Diakonie häufig solche, auf denen Mythen blühen.
- Schließlich bin ich noch Mitglied in einem IM-Landesverein und bei den Johannitern, bei denen ich gelegentlich Kurse anbiete: für die dort tätigen jungen Leute auf Zeit ebenso wie für Leitungspersonen.
- Und last not least habe ich Kinder, und einer der Söhne absolvierte seinen Zivildienst in der Diakonie, in der Altenpflege. Und meine Tochter hatte ihre Ausbildung im ev. Elisabethenstift in Darmstadt.

Kurz: wenn ich mir das näher überlege, bin ich eigentlich randvoll angefüllt mit Geschichten darüber, was junge Menschen in Kirche und Diakonie geboten bekamen. Die Zeit würde heute nicht reichen, um die Erfahrungsberichte nachzuerzählen, zu kategorisieren und zu interpretieren. Das wäre wohl auch nicht nötig, denn Sie kennen diese Geschichten mit Sicherheit selber: solche, die ganz gut und die miserabel ausgingen, die eine Werbung für Kirche und Diakonie waren oder im Extrem regelrecht diakonische Gottesvergiftung und Kirchenekel heraufführten. Vor allem Zivildienst und FSJ sind Felder, in denen Extremerfahrungen nicht selten sind. Und wenn sich Extremerfahrungen mit Ersterfahrungen paaren, dann wird gern etwas Prägendes und Nachhaltiges daraus, etwas so oder so Lebenslängliches.

Wenn ich es für mich quantifizieren sollte, würde ich die guten Geschichten mit 20 bis 25% veranschlagen. Leider dominieren deutlich die un guten. Sie dominieren daher auch mein Referat - bei äußerster Reduktion auf das m.E. Wesentliche. Denn es steckt für mich in dem Thema, das mir gestellt wurde, auch sublim die Frage, was jungen Leuten bei uns eigentlich geboten werden sollte. Und das soll ja auch anklingen.

Es gibt auch Geschichten, die ich nicht einfach nach dem Schema "Gute Zeiten - schlechte Zeiten" einzuordnen vermag; mit solchen Erfahrungen möchte ich beginnen.

Vor einiger Zeit führte ich eine dieser o.g. Fortbildungen bei den Johannitern durch. Bei näherer Beschäftigung mit Profis und ZDLs bin ich auf eine Haltung gestoßen, die ich das Lohengrin-Syndrom nennen möchte. Sie kennen sicher diesen schönen Mythos, den Wolfram von Eschenbach zum ersten Mal besungen hat, der dann im letzten Jahrhundert von Richard Wagner in betörende Töne gefaßt wurde. Elsa

von Brabant ist in Not und ruft nach einem Retter, und der Ruf wird gehört, und der Retter erscheint wie aus dem Nichts in Gestalt Lohengrins mit seinem weißen Schwan; er klärt die Situation, rettet Elsa und zieht, als sie seine Identität erfahren will, ihn sozusagen entzaubern will, wieder davon.

Was gehört im einzelnen zum ritterlichen Retter?

- > Er gehört einer GEMEINSCHAFT an, ist christlicher Gralsritter, hat ein Kreuz-wappen. Er ist ein weißer Ritter, alles an ihm ist hell und strahlend.
- > Er ist einer von vielen, die bei NOTLAGEN gezielt AUSGESANDT werden.
- > Er LÄSST sich rufen.
- > Er ist nicht Teil der Problemsituation, er greift VON AUSSEN ein.
- > Er kommt spektakulär: mit Donner und Blitz und mit einem weißen Gefährten.
- > Er bleibt ANONYM.
- > Er zieht alle denkbaren GEFÜHLE der Dankbarkeit und Bewunderung auf sich, ja der Liebe; bei Konkurrenten auch Neid. Seine rätselhafte Anonymität verstärkt den Nimbus.
- > Seine rettende Intervention besteht in KLÄRENDEM, ORDNENDEM EINGREIFEN.
- > Sie besteht auch aus ZEICHEN und SYMBOLISCH-RITUELLEN HANDLUNGEN und nicht zuletzt in MACHTWORTEN.
- > Nach erfüllter Mission ZIEHT er sich wieder ZURÜCK, "wie ins Nichts", aus dem er gekommen war, an einen abgelegenen, anscheinend besonderen, ja geheimen Ort.

So etwas wie Gottes geheime Eingreiftruppe, diese ritterlichen Retter!

Der Mythos lebt. Nachdem Profis und ZDLs im Bereitschaftsraum reichlich dem Rauchopfer gefrönt haben, ertönt der Hilferuf, das Signal. Der junge Mann streift seine strahlend weiße Jacke mit dem blutroten Wappen seiner Ritterschaft über und schwärmt aus, d.h., er eilt mit einem weißen Gefährten und mit Donner und Blitz zum Ort, an dem man ihn braucht. Oft gibt er dort Anweisungen, spricht Machtworte ("Gehen Sie doch aus dem Weg!"), sichert das Terrain. Und bleibt anonym. Den Dank bekommen nur die Helfer im Krankenhaus, wohin er seinen Geretteten bringt. Er selbst zieht sich einfach wieder zurück nach getaner Rettungstat. Nur die Erinnerung bleibt von ihm: an einen jungen Mann, der einfach kam, half und ging.

Der Mythos vom ritterlichen Retter gehörte m.E. zum Faszinans der Rettungsdienste für gar nicht so wenige junge Leute, bis neue Maßgaben über den Zivi-Einsatz im weißen Rettungswagen gewisse Abschwächungen brachten. Der Mythos hielt einen besonderen Reiz bereit und hat eine besondere Würde. Der Mythos Helfen hat menscheitsgeschichtlich viele Ausprägungen erfahren, aber diese Ausprägung entspricht offenbar vielen jungen Männern ganz besonders. Sie ist in der Nähe des Kriegsdienstes, hat eine im Grunde militärische Kommandostruktur, Kampfeinsatzstruktur; das Bedrohliche und das Rettende kommen auch historisch aus der gleichen ritterlichen Geisteshaltung; die Rettungsritter versuchten wiedergutzumachen, was die Totschlagsritter angerichtet hatten.

Eine Erfahrung, die man in Rettungsdiensten macht, kann man auch andernorts in der Diakonie, besonders in der Pflege, machen: die Erfahrung mit Grenzsituationen. Und: mit Menschen angesichts von Grenzsituationen. Und solche Erfahrungen könnten für die Persönlichkeitsbildung eminent wichtig sein.

Der Unfall, der schwere Notfall, die Katastrophe, aber auch das ganz durchschnittliche Sterben sind - als vermeintliche Nicht-Normlagen - Grenzsituationen, Randsituationen, in denen Menschen Grenzerfahrungen machen und in denen diejenigen, die in solchen Augenblicken in Aktion treten, zu Grenzgängern werden. Auch das gehört zu den allerältesten Sinnbildern des Helfens; die Schamanen sind typische Grenzgänger, teilen die Grenzerfahrung des Sterbens, gehen ein Stück mit die Grenze entlang, manchmal sogar mit über die Grenze.

Seit geraumer Zeit beschäftigen sich in auffälliger Häufung im Zusammenhang mit einem allgemein wachsenden Interesse an der Grenz-Frage ganz unterschiedliche Wissenschaftsdisziplinen mit der Funktion von Wirklichkeitserfahrungen an den Grenzen. So fragen etwa die moderne Ethnologie und die Kultursoziologie nach der Bedeutung der archaischen Grenzen zwischen Wildnis und Zivilisation, zwischen Natur und Kultur, zwischen Chaos und Ordnung für das einstige Lebensgefühl (ich verweise z.B. auf H.P.Duerrs Buch "Traumzeit. Über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation"). Für die archaischen Menschen war die ihnen zugewiesene Lebenswelt die ins Chaos gesetzte Ordnung, z.B. der ins Chaos gepflanzte Garten. Entscheidend: der Zaun, die Grenze, der Rand, damit die Wildnis nicht alles überwuchert, und damit die Zivilisation nicht alle Natur zupflastert. Die Grenze ließ soviel Kultur und soviel Wildnis durch, wie es für Wildnis und Zivilisation zuträglich war - wobei es zu ständigen Verschiebungen kam. Es gab bis in die Weltanschauung des Mittelalters hinein (und bis zu den heutigen sog. primitiven Kulturen - und bis hin zu den heutigen alternativen Therapien, die z.B. z.T. das schamanische Grenzgängertum adaptieren) den intuitiv gestützten Glauben, daß Grenzereignisse das System EIGENTLICH am Laufen halten, und daher

Versuche, Grenzerfahrungen zu ritualisieren und überhaupt dieses Wirklichkeitsmodell auf die verschiedensten Lebensbereiche zu übertragen: man versuchte z.B. mit oder ohne Zuhilfenahme von Rauschmitteln mystische Grenzerfahrungen zu machen; oder man leistete in der Pädagogik die Übertragung in das Modell Kindergarten (im 19.Jh. setzte man Kindern einen Garten inmitten der qualmenden Industrielandschaft, eine Oase ins soziale Chaos).

Und es gab schon immer das Wissen um unliebsame Zaungäste: die hagazussa, d.h. wörtlich: die Zaunhockerin, war das mittelhochdeutsche Wort, aus dem "Hexe" gebildet wurde. Das Chaotische, das Bedrohliche, war gebannt, aber noch in Sichtweite.

Zum Stichwort "Zaungäste"! Seit geraumer Zeit erleben die o.g. ritterlichen Retter oder medizinisches Personal die wachsende Präsenz von Unfall- und Katastrophen-Zaungästen. Diese Aufläufe erreichen in letzter Zeit beinahe schon die Attraktivität der einstigen öffentlichen Hinrichtungen, die ebenfalls schon eine Art Schreckenstourismus auslösten - mit gutbürgerlichem Sich-Einrichten und längerem Verweilen in der Grenzsituation.

P.Daniel vermutet hinter dem Verhalten der Unfall- und Katastrophen-Voyeure, der sog. Skopophilen, "magische" Verhaltensreste: "Durch das Betrachten des Grauenvollen versuchen wir das Böse zu bannen. Als Gaffer entwickeln wir uns zurück zum primitiven Steinzeitmenschen". Das hieße, viele Zeitgenossen hockten eigentlich gleich neben der hagazussa...

Das Interesse an der zeitweiligen Durchbrechung, ja Umkehrung der allgemeinen Ordnung, die die Ordnung in Frage zu stellen scheint, dient nach S.Freud in Wahrheit der Stabilisierung eben dieser Ordnung. Der "Gaffer" könnte der derart lebens- und orientierungsunsichere Mensch sein, der die Grenzsituation sucht, um sich sowohl von der Realität der Bedrohung als auch von der Wiederherstellung der Normalität zu überzeugen.

Nach R.Otto ist auch das eigentlich religiöse Urerlebnis das Miteinander des tremendum et fascinans, des zutiefst Erschreckenden und des zutiefst Faszinierenden. Der Soziologe U.Beck beschreibt ein Verlangen nach "Dauerabenteuerlichkeit" als heute typischen Teil einer sog. Nach-Religion...

Die Chaos-Forschung machte u.a. darauf aufmerksam,

> daß einerseits jede Ordnung näher am Chaos ist, als sie weiß (schon leidlich sensible Menschen "spüren" dies, auch in der Diakonie, und wundern sich gelegentlich, "daß alles noch so einigermaßen läuft");
> andererseits sind im Chaotischen offenbar die Formen und die Strukturen potentiell enthalten und warten sozusagen auf ihre Gestaltwerdung (wobei schwer zu sagen ist, ob sich die Dinge eher "von selbst" ordnen oder ob sie geordnet werden müssen; es gibt - in unserer herkömmlichen Logik kaum sagbare und vermittelbare - Prozesse, in denen beides in einem geschieht, Aktives und Passives, Ursächliches und Wirkungen).

In Biologie und Physik spricht man von autopoietischen Prozessen, selbsterschaffenden und selbsterhaltenden, die sich an den Systemgrenzen selbst steuern. Diese kybernetische Logik wird auch für soziale, psychologische, pädagogische und alle möglichen anderen Systeme zugrunde gelegt. Der Psychologe J.Asendorpf beschreibt dies so, "daß ein System durch ständige Aufbau- und Abbauprozesse seine Identität, definiert durch einen gegenüber der Umwelt autonomen Rand (z.B. Zellmembran, Haut) erhält". Er meint damit: Identität wird gerade nicht gewahrt dadurch, daß nichts geschieht, daß man das System oder die Person in Ruhe läßt, sondern dadurch, daß an den Rändern zwischen Zellen, Systemen, Kulturen, Gruppen ständig Information, Energie und Zeit ausgetauscht werden. Und: Die Ränder der Zellen, die Membran, begrenzen und sind Teil der Umformungsprozesse, und zwar insofern, als die Struktur der Zelle vorgibt, wie sie das Äußere auf die Zelle einwirken läßt und wie sie nach außen wirkt. Das Sich-Entwickelnde beeinflusst die Entwicklung und die Entwicklungsfaktoren. Dabei geschieht das Eigentliche an den Grenzen. Ohne diese Grenzen und das, was da geschieht, würde sich alles, würde sich etwa der gesamte Zellstoffwechsel in eine einzige Brühe auflösen.

Warum ich das so vergleichsweise ausführlich beschreibe?: im Grunde entscheidet sich nach heutiger Wissenschaftslage in Grenzsituationen, an den Rändern, und zwar eigentlich bei jeder Grenzerfahrung aufs Neue, wie sich Eigendynamik und Fremdbestimmung grundsätzlich und konkret zueinander verhalten und ob eine Ordnung wiederhergestellt wird oder ob eine neue im Werden ist - oder ob sich Chaos ausbreitet.

Junge Menschen machen in der Diakonie Grenzerfahrungen. Ich erwähne Fälle, die mir bekannt wurden: im einen hatte ein Zivi beim allerersten Rettungseinsatz seine ersten 5 Toten; in einem anderen Fall hatte ein Zivi in einem ev. Pflegeheim seine erste Begegnung im Leben mit einer Leiche, am ersten Tag, in der ersten Stunde seines Dienstes, gänzlich unvermittelt: als er anfang, war die, die ihn einweisen sollte, gerade nicht da, und da schickte man ihn ganz allein in den Raum, in dem eine Leiche lag, seine erste; er solle sie waschen. Grenzerfahrungen sind nicht immer so drastisch, aber oft ähnlich nachwirkend: ein Zivi begleitet einen Pfleger zum Bett einer alten Frau; die Decke wird aufgeschlagen, der nackte Unterkörper der alten

Frau liegt bloß und wird der Intimpflege unterzogen.

Der Erstgenannte brauchte ein halbes Jahr Behandlung, der Zweitgenannte mußte sich stundenlang übergeben, der Letztgenannte konnte wochenlang nicht mehr mit seiner Freundin intim werden, weil sich ein Bild dazwischendrängte.

Tatsache ist: Menschen brauchen Grenzerfahrungen, um zu reifen und zu wachsen, um ihre Identität zu entwickeln, um Realitätssinn zu erwerben. Und die gesellschaftsübliche Vermeidung bestimmter Ränder in Nähe von Not und Tod infantilisiert eine Gesellschaft und macht sie anfällig für Surrogate. Kirche und Diakonie können jungen Menschen lebensnotwendige Erfahrungen an jenen Rändern eröffnen, an denen sich entscheidet, was für eine Kultur wir sind. A b e r es bedarf des Austauschs an den Rändern, sonst wird alles amorph; des Austauschs von Information, Zeit und Energie. Es muß Menschen geben, die die Kraft und die Zeit haben, in die Grenzerfahrungen einzuweisen und an Rändern zu begleiten, Menschen, die die jungen Leute vor den verletzenden Überrumpelungen ihrer Seele bewahren. Und solche Menschen scheint es auch in der Diakonie und der Kirche immer weniger zu geben. Aber dann werden die guten Möglichkeiten, die wir haben und bieten könnten, die Möglichkeiten eigentlichen Lernens am Leben und in Lebensvorgängen, zur öffentlichen Gefahr. Dann erleben junge Menschen in Routine verkleideten Zynismus, werden zum Teil einer großen Dauerimprovisation gemacht, wie sie vor allem in den Heimen geschieht, werden zu Leuten gemacht, die glauben, von ihnen werde nichts anderes erwartet als eine Art soziale Problementsorgung. Wenn wir keine Menschen haben, die die Zeit, die Kraft und die Informationen haben, um in Urszenen, in Grenzsituationen einzuführen, wird vieles, das in Kirche und Diakonie geschieht, unverantwortbar.

Und es gibt noch eine andere Chance, die wir dann versäumen. Ich will es an einem unverdächtigen Zeugen veranschaulichen, an Carl Rogers, der die wissenschaftliche Beratungsarbeit mitbegründet hat, dessen gesprächspsychotherapeutischen Ansätze in Diakonie und Gesellschaft hochgeschätzt sind. Carl Rogers schreibt im Vorwort seines Buches über die "klientbezogene Gesprächstherapie", das Buch handle "von dem Klienten und mir, wie wir mit Verwunderung die starken ordnenden Kräfte erleben, die in diesem ganzen Vorgang sichtbar sind, Kräfte, die tief zu wurzeln scheinen im Universum"; das Buch handle "vom Leben, wie es sich im therapeutischen Prozeß offenbart mit seiner blinden Gewalt und seiner furchtbaren Zerstörungskraft, die doch mehr als aufgewogen wird durch seine strukturierende Kraft, wo immer ihm Gelegenheit zur Entwicklung gegeben ist." Religionsanaloge Sprache, begegnungsmetaphysische Sinnbilder! Der Psychologe macht darauf aufmerksam, daß die Erfahrungen an den oft katastrophalen Bruchstellen helfenden Handelns Religion induzieren, religiöse Deutung und Bedeutung nahelegen. Daß aus dem Chaos der verfahrenen und zerbrochenen Hilfesituation doch etwas werden kann, das die Qualität von Hilfe hat, liegt nicht mehr in den wissenschaftlichen Hilfskonzeptionen begründet, sondern ist ein Extra Nos, ist eigentlich Religion.

Wir bleiben den vielen jungen Leuten auf Zeit meist auch diesen Zusammenhang schuldig. Und wir versäumen damit mehr als nur eine Chance, sondern das, was wir vor allem bieten könnten, das Besondere des Diakonischen, die religiöse Deutung von Hilfebedürftigkeit und Hilfe.

Man könnte sich nun zufriedengeben und, halt etwas resignierend, konstatieren: Naja, die Einsatzmöglichkeiten, die wir jungen Leuten auf Zeit, Zivis, FSJlern und Praktikantinnen und Praktikanten, bieten, sind halt auch nicht viel anders als bei anderen Verbänden und Stellen; das ist schon bedauerlich, weil wir so nicht für unsere religiösen Grundüberzeugungen werben. Und Kirche hätte ein bißchen Werbung unter jungen Leuten schon nötig.

Ich glaube, die Feststellung wäre eigentlich immer noch zu banal, die Sache ist noch schlimmer. Wir tun nicht nur nichts für Kirche und Diakonie und ihr Profil, sondern wir vergrößern so den Schaden, das, woran Kirche und Diakonie zur Zeit vor allem Schaden nehmen. Ich will es an einem Beispiel veranschaulichen, am Beispiel einer frommen jungen Frau, die ihr Freiwilliges soziales Jahr aufgrund einer bewußten Entscheidung in einem kirchlichen Krankenhaus absolvieren möchte. Auch sie erlebt am ersten Tag ihres Dienstes - der erste Tag scheint in Wahrnehmung und Prägung tatsächlich extrem wichtig zu sein! - , daß einer wohlmeinend und ein wenig gönnerhaft zu ihr sagt: Also, Mädchen, vergiß zuerst mal alles, weshalb du hergekommen bist!

Sie erfährt - im Wortsinne "schlagartig": Gefragt ist nicht ihr religiöses Pathos, ihr diakonisches Ethos, sondern ihre möglichst reibungslose Einpassungsfähigkeit in einen vorgeformten therapeutischen Prozeß. Was ihr gerade besonders wichtig wäre, ist gerade nicht gefragt, ist sogar störend. Sie erlebt auf persönlicher Ebene etwas, das Soziologen schon seit geraumer Zeit als zunehmendes Kennzeichen unserer Gesellschaftsentwicklung beschreiben: das Auseinandertreten von Sinn und Funktion.

Mein Kollege Eilert Herms hat die Problemlage so charakterisiert: "...für den Aufbau ... (hochentwickelter Industriegesellschaften, H.S.) ist ein problematisches Nebeneinander zweier unterschiedlicher und potentiell widerstreitender Integrationsmechanismen grundlegend... Die für moderne Gesellschaften

kennzeichnende Konkurrenz von Integrationsmechanismen besteht zwischen einer *s i n n v e r m i t t e l t e n* Integration..., die für die Personwerdung der Gesellschaftsmitglieder unverzichtbar ist, auf der einen Seite und einer *t e c h n i s c h e n* Integration..., von der das Funktionieren der öffentlichen Kooperation abhängt, auf der anderen Seite". Persönlich Tragfähiges und sozusagen Gesellschaftsfähiges klaffen immer öfter auseinander. Und die junge Frau, von der ich erzählte, erlebte in der Diakonie nicht so sehr den häufiger apostrophierten Praxis-Schock: eigentlich war's eher ein Ethik-Schock. Und genau da, wo sie es am wenigsten erwartet hatte!

Denn: In allen literarischen Diakoniebegründungen ist ja der Sinn-Funktionszusammenhang zentral: Das Helfehandeln Jesu, auf das sich Diakonie bezieht, ist Reich-Gottes-gemäß, d.h., nicht nur individuelle Notlagen werden behoben, sondern Unheilszusammenhänge werden aufgebrochen, Heil in umfassendem Sinne bricht sich Bahn. Zugleich ist Jesu Helfehandeln insofern funktional, als es sich an der konkreten sozialen Situation orientiert, an der Armut der Armen, an der Ausgliederung der Kranken, an der Verzweiflung der Tagelöhner; insofern ist Diakonie stimmige Antwort auf soziale Herausforderungen. Das ist unsere Theorie. In der Praxis sind bei uns Sinn und Funktion auseinandergebrochen, was wir dann mit Erklärungsmodellen wie dem üblichen sog. Praxis-Schock verschleiern.

Aber durch den Zerbruch von Sinn und Funktion entsteht das, was die Wissenschaft privatisierten Sinn oder privatisierte Religion nennt. Weil der jungen Frau, von der ich erzählte, ihr Glaube wichtig war, schloß sie sich einem freikirchlichen Hauskreis an, in dem sie konzentriert Kompensation für das fand, was ihr in der Diakonie verwehrt war; ist später auch aus der evangelischen Kirche ausgetreten. An der Erkenntnis führt kein Weg vorbei: die Privatisierung von Sinn bzw. von Religion beschädigt die Volkskirche gegenwärtig erheblich. Wenn wir in den Vollzügen der Diakonie Sinn und Funktion auseinanderfallen lassen, vertun wir nicht nur ein Chance gegenüber jungen Menschen, sondern befördern wir auch eine Tendenz, die die Kirche insgesamt erheblich beschädigt. Wie groß das Bedürfnis nach Sinn-Funktions-Einheit bei Frommen und Nichtfrommen ist, zeigt sich, wenn man sich die heutigen therapeutischen Randszenen betrachtet - und wie religiös aufgeheizt sie sind.

In der älteren Diakonie gibt es starke Beweise dafür, daß sich helfende Rationalität und religiöse Erfahrung gut vertrauen und segensreich zusammenwirkten.

Sinn-Funktions-Zerbruch: das muß nichts Dramatisches sein, muß auch nicht nur diejenigen betreffen, die mit religiösen Erwartungen kommen. Schon die Erfahrung des Gar-nichts-Besonderes-Seins, Gar-nicht-recht-Wahrgenommenwerdens, entwertet einen jungen Menschen, der glaubte, für sein weiteres Leben gerade eine für ihn wichtige Entscheidung getroffen zu haben, eine Entscheidung gegen seine Schießausbildung.

Auch Einsatzstellen, in denen sich keiner recht für die jungen Leute interessiert, haben ihre Klientel, erzeugen sie, vermehren sie. Die jungen Leute geben die Erfahrung, daß sich eigentlich keiner recht für sie interessiert hat, weiter an die Nachrückenden. Wo kein Interesse ist, fordert einen auch keiner. Es kommt zu der sich gegenseitig einspielenden Teilnahmslosigkeit, und der schlaue Zivi spielt zu seinem Nutzen mit. Eine Aushandlungsmentalität macht sich sichtlich breit: etwas Mitspielen gegen etwas an Vergünstigungen. Lieber etwas mehr Dienstzeit freigeben, als sich mit den jungen Leuten beschäftigen oder gar auseinandersetzen müssen - oder sich eingestehen zu müssen, daß man sie die ganze Dienstzeit über gar nicht sinnvoll einzusetzen vermag. Die soziologisch konstatierbare Privatisierungstendenz schlägt voll durch: gut und konfliktvermeidend ist, was den privaten Interessen der Zivis wie der Hauptamtlichen dient. Es entstehen voll vergesellschaftete Gefälligkeits-Sozialbetriebe, in denen vulgär-utilitaristische Alltagspragmatik das Feld beherrscht. Das heißt aber auch: was soziale Arbeit einmal bekämpfen wollte, soziale Gleichgültigkeit z.B., wird zum Bestandteil des Lebensstils der Helfer, die dabei gleichwohl große Arbeitszufriedenheit artikulieren.

Der Zustand vor allem des Zivildienstes beleuchtet den Zustand der Diakonie wie der sonstigen Wohlfahrtspflege. H.Noormann, ein junger linker Theologe, der ein lesenswertes Buch über die soziale Lage in Deutschland und das christliche Gewissen geschrieben hat, sieht in dem, was er die "Sozialarbeiterisierung" der Diakonie nennt, die eigentliche Verhinderung eines sozialen Protestantismus! Die "Sozialarbeiterisierung" der Diakonie habe den eindeutigen Intentionen der christlichen Liebe wie dem Kamelspruch-Radikalismus Jesu den Rest gegeben. Ein anderer neuerer Autor, L.Finkeldey, der ebenfalls ein lesenswertes Buch über Armut in Deutschland geschrieben hat, bezeichnet die genannten Phänomene als Tendenz zur "Selbstverstaatlichung": das Interesse an wirklicher und anstrengender Problemlösung nehme ab zugunsten eines Sich-Einrichtens IN den Hilfe-Systemen, zugunsten auch augenzwinkernder System-Ausnutzung.

Noch einmal: junge Mitarbeiter auf Zeit fühlen sich nicht selten entwertet in ihren Intentionen, oft auch schon in der einfachen Nicht-Wahrnehmung ihrer Person. Das ist natürlich in einer Metaperspektive eine Entwertung der Hilfemotivation wie der Hilfevollzüge durch die beruflichen Helfer. Wer als Helfer das

Helfenwollen anderer nicht mehr ernst nimmt und auch nicht die eigenen Hilfestrukturen, in denen er arbeitet, hat ein Problem. Manche führen die Neigung vieler in helfenden Berufen, das Helfen zu entwerten, damit sich selbst zu entwerten, auf die tiefgehende Entmythologisierung, Entzauberung, des Helfens durch H.E.Richter, W.Schmidbauer u.a. zurück. Wenn Gebrauchtwerden-Wollen eigentlich eine Ersatzhandlung für Geliebtwerden-Wollen ist, wenn der starke Helfer eigentlich eine schwache Figur ist, der irgendeine Schwäche-Hypothek abtragen will, dann wollen wir uns lieber diese Blöße nicht geben. Dieses Schema ist mir geläufig aus der problematischen Diakoniegeschichte nach der Reformation: aus lauter Angst vor Werkgerechtigkeit, aus lauter Angst da-vor, daß man vielleicht unlautere Motive haben könnte beim Tun guter Werke und andere einem das vorwerfen könnten, hat man lieber gleich gar nichts Gutes getan. Aus ähnlichen Gründen hat sich m.E. das Hilfsklima seit Jahren in immer deutlicheren Schüben verschlechtert. Das Entwerten des Helfens und seiner tiefsten Motive durch die Helfer bringt eine unehrliche und ungeklärte, zu Vermeidung neigende Grundstimmung in vielen Einrichtungen herauf - gerade weil sie illusionslos sein will!

Was wir jungen Menschen, die auf Zeit bei uns sind, bieten könnten, wäre ein alternativer Gebrauch von Macht. Helfen hat seit je mit Machtfragen zu tun. Die alte Götterwelt war unter diesem Aspekt schon hochgradig spezialisiert und professionalisiert: Jagdgöttinnen und -götter halfen bei der Jagd, Kriegsgöttinnen und -götter bei den endlosen Kämpfen, Fruchtbarkeitsgöttinnen und -götter bei der Fortpflanzung und beim Säen und Ernten. Oder: die kulturgeschichtlich vielleicht bedeutsamste Form des archaischen Helfens, der Exorzismus, ist ein Machtkampf; eine Macht hat sich eines Menschen bemächtigt, und der Exorzist übt Gegenmacht aus, um den Kranken zu befreien; der Kranke ist ein Kampfplatz. Helfen hat *g e n u i n* mit der Machtfrage zu tun.

Aus zwei Gründen müßte man in Kirche und Diakonie den alternativen Umgang mit Macht erfahren können. Der eine Grund liegt in der theologischen Diakoniebegründung: Jesu Hilfehandeln geschieht in Vollmacht und aus Vollmacht, wie es heißt - und er behält sie nicht für sich, sondern teilt sie aus an seine Schüler, an seine Gemeinde. Diakonie wird zur sozialen Befähigung.

Und: eigentlich induzierte unsere sozialstaatliche Logik, etwa nach den Intentionen des BSHG, ein neues Verhältnis zur Macht. Man versprach sich das auch von den neuen Methoden sozialer Arbeit, die durch die neuen Sozialgesetze ermöglicht wurden. D.von Oppen, der frühere, bedeutende Marburger Sozialethiker mit seinem Herz für die Diakonie, formulierte die seinerzeit neuen sozialpolitischen Intentionen am Beispiel sozialarbeiterischer Beratung folgendermaßen: Beraterinnen und Berater müßten wissen, daß im Vollzug von Beratung *"auch* Macht ausgeübt (wird). Aber jetzt ist es Macht, die beim Gegenüber Macht weckt und bildet: Macht zur Bewältigung des eigenen Lebens überhaupt und jetzt und hier zur Bewältigung der anstehenden Krise ... Man kann das neue soziale Handeln geradezu als *Macht weckendes Handeln* bezeichnen..."

Die Berichte junger Leute, die auf Zeit in Kirche und Diakonie tätig waren, lassen kaum erkennen, daß von dieser Chance Gebrauch wird. Der Mißbrauch von ZDLs und FSJlern für das Erledigen privater Arbeiten für ihre Vorgesetzten ist mir häufig begegnet, und wenn sie diesen Machtmißbrauch nicht mitmachten, bekamen sie z.B. Vergünstigungen entzogen. Ein extremes Beispiel: ein junger Mann beobachtet, wie sein Dienststellenleiter ein geringfügig beschädigtes Dienstauto mit dem Vorschlaghammer weiterdemoliert - offensichtlich, um einen Versicherungsbetrug zu begehen. Weil der junge Mann der Aufforderung, über das Gesehene zu schweigen, nicht folgt, zieht der Dienststellenleiter alle Register, ihn fertigzumachen, beantragt seine Bestrafung, seine Versetzung usw. Das war überhaupt eine Tendenz, die sich mir aufdrängte: diejenigen Gemeindepfarrer z.B., die sich in der Ineffektivität ihrer Pfarramtsführung von Zivis oder Praktikanten am meisten durchschaut sahen, beschwerten sich am häufigsten und fragten, wie sie disziplinarisch gegen den Zivi vorgehen könnten.

Das belastet mich an den Erfahrungen junger Leute zunehmend: daß man in Diakonie und Kirche nicht nur zu selten nach alternativem Umgang mit Macht strebt, sondern sich häufig nicht einmal mehr schämt für den Mißbrauch von Macht.

Ein Ableger des Machtmißbrauchs ist für mich auch die fachlich begründete Ausgrenzung der Zivis, FSJler und Praktikanten. Häufig wird berichtet von den überaus zahlreichen Dienstbesprechungen, von denen die Mitarbeiter auf Zeit ausgeschlossen werden, weil sich die Fachleute fachlich unterhalten müssen. Die jungen Leute auf Zeit müssen dann irgendwo für die Fachleute die Stellung halten und die Arbeit tun. Dann lassen sich die, die es mit der Fachlichkeit haben, ganz gern unfachlich vertreten.

"Die Abiturienten sind die schlimmsten", sagte mir letzte Woche ein Dekanatsstellenleiter, nach seinen

Erfahrung mit jungen Mitarbeitern auf Zeit befragt. Wer in dieser Zeit durch dieses Schulsystem hindurchgeht bis zum Abitur, kennt sich in Kosten-Nutzen-Rechnungen aus. Und die Rechnungen gehen allzu oft auch danach noch auf, auch dann, wenn man sich für einen sozialen Fortgang, etwa in der Diakonie, entscheidet. Und so trifft wohl beides zu: Wenn man eine Schwachstellenanalyse unserer sozialen Institutionen haben möchte, brauchte man nur die Schilderungen der jungen Leute auf Zeit in diesen Institutionen zu sammeln und zu systematisieren. Umgekehrt erwarten aber auch viele junge Leute schon gar nichts mehr Besonderes von denen, die oft auch von ihnen nichts Besonderes erwarten. Da verstärkt sich wechselseitig etwas, das dann gern in eine Art Deal einmündet. Die etwas Besonderes erwarten, werden - auf beiden Seiten - stärker enttäuscht.

Und nach meinen Erfahrungen studieren danach viele ein soziales Fach - und die einen wollen ihre Erfahrungen korrigieren, wollen über den sozialen Deal hinaus, und die anderen haben Geschmack daran gefunden und wollen's beruflich weiterbetreiben. Insofern nimmt auch mancher sehr mäßig verlaufene Zivildienst und manches eher wenig begleitete Freiwillige soziale Jahr ein gutes Ende.

Ich möchte zum Schluß kommen. In der Negation habe ich zu sagen versucht, was wir jungen Leuten positiv bieten könnten, vornehmlich in der Diakonie: Erfahrungen an den Rändern des Lebens, ohne deren Kenntnis man illusionär lebt, ohne die man sich selbst und andern nicht wirklich helfen kann; Handeln im Sinn-Funktions-Zusammenhang, was dem Sinn Hand und Fuß gibt und dem Funktionieren Sinn; Religions- oder gar Gotteserfahrungen in hoffnungslosen Lagen wie auch in alltäglichen Begegnungen; in helfenden Begegnungen: die Erfahrung von Dankbarkeit, die der Liebe Auftrieb gibt; die Erfahrung eines alternativen Umgangs mit der Macht, der ermutigt, Verantwortung für sich und andere zu tragen; überhaupt Erfahrungen, die uns ebenso über uns selbst hinausführen wie in uns hinein zu unserem Wesen; Erfahrungen, die Wege zum anderen Menschen ebnen und mich für andere aufschließen; die Erfahrung des Füreinander-Da-Sein-Könnens - oder doch wenigstens eine Art Ritterlichkeit.

Um der Vollständigkeit willen, muß ich ergänzen: wir haben auch Kirchengemeinden zu bieten, in denen junge Mitarbeiter auf Zeit erleben, daß man sich über ihr Da-Sein freut, in denen sie in der zentralen Gemeindeveranstaltung, im Gottesdienst, begrüßt und später verabschiedet werden; wir haben Kirchenvorstände zu bieten, die die jungen Leute in ihre Sitzungen einladen, sich über die Lage in ihrem Dienstbereich berichten lassen und miteinander beraten, was zu tun ist. Wo Gemeindlichkeit, Brüderlichkeit, Schwesterlichkeit greifbar wird.

Wir haben diakonische Einrichtungen anzubieten, in denen schon die Eignung junger Leute für bestimmte Einsatzfelder gewissenhaft besprochen wird, in denen die jungen Leute bedachtsam eingeführt werden, in denen jemand da ist, der erklärt, was an den Rändern und im Zentrum geschieht (und das eine versteht man nur durch das andere) und daß man ruhig Freude haben darf am Helfen; in denen der Prozeß der Verselbständigung planvoll in Gang gebracht wird, freundlich und kritisch begleitet wird, in denen religiöse Symbolik glaubwürdig vorkommt, in denen man sogar ein Glücksempfinden haben darf, weil man sich segensreich wirken erfährt.

All das gibt es. Wir haben viel zu bieten. Aber die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation, zwischen Chaos und Ordnung, verläuft halt auch mitten durch uns selbst.